Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 18 Leipzig, den 28. April 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Wiedergeburt: 1 — Rede Fred. Wil. Robertsons über Einführung ungläubiger Bücher in die Vereinsbibliothek des Brightoner Arbeitervereins (Zweite Hälfte) — Gaston Frommel, Esquisses contemporains: 5. Edmund Scherer; 6. Charles Sekrétau; 7. Schlußwort — Unsre Judenmissionspflicht — Vom dritten Evangelisch-sozialen Kongreß: 1 — Verschiedenes: Unglück besteuert; Unbedachte Geschwätzigkeit; Zur Sonntagsheiligung; Unsre politischen Parteien und das Christentum; Christi Kreuzigung und das Zedlitzsche Volksschulgesetz; Stöcker zu Moltkes Trostgedanken; Was wissen wir über die Unsterblichkeit der Seele? — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Wiedergeburt

1

Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem (oder: von oben) geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Joh. 3, 3. 5.

Daß diese Worte Jesu an den Nikodemus eine der wichtigsten Wahrheiten enthalten, springt in die Augen; denn sie nennen uns die notwendige Bedingung des Eintritts in das Gottesreich, also der Seligkeit des Menschen.

Jesus bezeugt hier dem nach Wahrheit suchenden Pharisäer, der wohl gehofft haben mochte, auf Grund seiner vermeintlichen Gerechtigkeit vor Gott durch den von Gott gekommnen Lehrer noch tiefer in die Erkenntnis der himmlischen Dinge eingeführt zu werden, daß der vom Fleisch geborne Mensch, weil er Fleisch, d. h. ein sündiges Wesen ist, keinen Anteil an dem Gottesreich hat, daß es für ihn vielmehr vor allem einer neuen Geburt von oben bedarf, um in das Gottesreich einzutreten und die Geheimnisse des Gottesreichs zu erkennen. Handelt es sich hier also um einen für die Seligkeit des Menschen entscheidenden Vorgang, so ist es von der größten Wichtigkeit, den rechten Sinn dieser Worte, das wahre Wesen der Wiedergeburt zu erkennen.

Dazu ist vor allem notwendig, sich von jeder dogmatischen Voreingenommenheit los zu machen. Die Kirche hat in ihrem Bestreben, die evangelischen Wahrheiten in dogmatischen Begriffen festzustellen, sich auch ein Dogma von der Wiedergeburt gebildet. Fragen wir aber welches? so lautet die Antwort sehr verschieden, sowohl in den verschiednen Kirchenabteilungen wie bei den einzelnen Dogmatikern. Ohne darauf näher einzugehen, sei hier nur kurz bemerkt, daß die einen, indem sie das Wasser auf die Taufe beziehen, den Lehrsatz aufstellen, durch das Sakrament der heiligen Taufe, mag nun ein Erwachsener oder ein neugebornes Kind es empfangen, werde die Wiedergeburt des Menschen vollbracht, ein jeder auf den Namen des dreieinigen Gottes Getaufte sei also ein Kind Gottes; während die andern, im stärksten Gegensatz hierzu, die Wiedergeburt als einen Vorgang im Herzen des Menschen betrachten, durch den eine so völlige Umwandlung vollbracht wird, daß der neue Gottesmensch vollkommen ist, zu allem guten Werk geschickt und frei von irgend welchem Ausbruch der Sünde, so daß unter den getauften Christen nur die wenigsten als Wiedergeborne gelten können. Daß zwischen diesen beiden Extremen viele Zwischenstufen liegen, auf denen hier dieser, dort jener namhafte Kirchenlehrer steht, ist selbstverständlich, zeigt uns aber nur um so deutlicher, wie thöricht es wäre, wenn wir bei einem Vorgang, der unsre Gotteskindschaft bedingt, unsre Ueberzeugung auf irgend welche dogmatische Bestimmungen älterer oder neuerer Zeit gründen wollten.

Um die wahre Bedeutung der „Wiedergeburt" zu fassen, haben wir zuerst uns klar zu machen, was in dem Worte selbst enthalten ist. Wie einer jeden leiblichen Geburt, so geht auch der Geburt aus dem Wasser und Geist, der neuen Geburt des Geistesmenschen, eine geistige Zeugung voraus, das erste Gnadenwerk Gottes im Menschen, da durch den heiligen Geist der Keim eines neuen Gottesmenschen in ihm gelegt wird.

Eine genaue Unterscheidung zwischen Gezeugt werden und Geboren werden im wörtlichen Ausdruck findet im Neuen Testament nicht statt; denn während gennao zeugen heißt, wird das Passivum ebenso von geboren werden wie von erzeugt werden gebraucht; doch finden wir beide Akte in ihrem natürlichen Zusammenhang 1. Petri 1, 23 genannt, wenn wir nach dem Grundtext in genauer Uebersetzung lesen: „Als die Wiedergebornen, nicht aus vergänglicher, sondern aus unvergänglicher Zeugung*), durch das lebendige Wort Gottes, das da bleibt in Ewigkeit." Also: aus der unvergänglichen (göttlichen) Zeugung geht hervor die Wiedergeburt durch das Wort Gottes. Die Zeugung, d. h. die Keimlegung des Geistesmenschen, ist ein reines Gotteswerk, bei dem von einer Thätigkeit des Menschen noch gar nicht die Rede sein kann, sie ist als freie Gottesthat auch an kein Lebensalter gebunden; bei Johannes dem Täufer geschah sie noch im Mutterleibe (Luk. 1, 15), bei den Armkindern, die man zu Jesu trug, mit denen er noch nicht reden konnte, geschah sie, als er ihnen die Hände auflegte und sie segnete (Mark. 10, 16), und wenn die neugebornen Kinder im Sakrament der heiligen Taufe Christo dargebracht werden, so empfangen auch sie durch die göttliche Verheißungskraft des Sakraments den Keim eines neuen Lebens aus Gott, das ist die geistige Zeugung des Gottesmenschen.**)

Es liegt im Wesen der Zeugung, daß die Zeugung des neuen Menschen ein verborgner Akt der göttlichen Gnade durch den heiligen Geist ist, dessen wann und wie sich in vielen Fällen, z. B. bei den der Botschaft des Evangeliums zugänglichen Heiden, von uns Menschen nicht bestimmen läßt; und ebenso daß dieser Zeugung keineswegs in allen Fällen die Wiedergeburt folgen muß. Das Ausbleiben der Neugeburt trotz der geschehenen Zeugung des neuen Menschen ist leider eine sich in tausendfacher Weise stets wiederholende Erscheinung; es findet überall da statt, wo der Keim des göttlichen Leben durch die Macht der Sünde im eignen Innern oder von außen her in seiner Entwicklung gestört und nach und nach ertötet wird. So sehen wir es, um nur zwei Beispiele zu nennen, bei so vielen Heiden, in denen ein Verlangen nach Wahrheit und Seligkeit erwacht war, die aber dann, wenn es gilt, den

*) Spora ist nicht gleich sperma, der Same, sondern heißt: das Säen, also hier die Zeugung.

**) Sollte nicht in dieser Auffassung der Kindertaufe eine Rechtfertigung derselben gegenüber ihren Gegnern liegen und zugleich eine richtige Vermittlung zwischen den Gegensätzen der lutherischen und der reformirten Tauflehre?

entscheidenden Schritt zu thun, mit dem alten heidnischen Wesen zu brechen und sich Christo im Glauben zu übergeben, wieder umkehren, weil ihr Herz noch zu sehr an den heidnischen Genüssen hängt. So sehen wir es ebenfalls an den Tausenden getaufter Christenkinder, bei denen der ihnen mitgeteilte göttliche Lebenskeim sich nicht entwickeln und kräftigen konnte, weil ihm nicht nur alles, was zu seinem Gedeihen erforderlich war, — christliche Unterweisung, Pflege und Bewahrung — versagt blieb, sondern auch positiv die Macht des Bösen von außen alles aufbot, um den zarten Keim zu zerstören.

Wo aber die Entwicklung des göttlichen Lebenskeimes nicht andauernd gehindert wird, da kommt es unter der Zucht und Pflege des heiligen Geistes in der von Gott bestimmten Stunde zur Wiedergeburt, zu dem entscheidenden Vorgang, von dem Jesus Joh. 3, 3. 5 das Kommen in das Reich Gottes abhängig macht. Diese Neugeburt von oben geschieht nach Gottes freiem Willen durch das Wort Gottes, 1. Petri 1, 23, oder das Wort der Wahrheit, Jak. 1, 18.*) Durch die Verkündigung des göttlichen Liebesrats zur Erlösung der sündigen Welt und dessen Vollführung durch das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi seines Sohnes, der uns geliebt hat und sich selbst für uns dargegeben hat, also durch das Evangelium von Christo, überführt der heilige Geist das durch seine Gnadenarbeit dafür empfänglich gemachte Herz von der Sünde des Nichtglaubens an Christum, d. h. der Undankbarkeit und Gleichgiltigkeit gegen Gott und gegen seinen Heiland, also seiner Gottlosigkeit, und versichert es zugleich der Gnade Gottes in Christo, dessen freiwillige Hingabe in den Tod uns das Geheimnis seiner Liebe offenbart, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Indem der gnadenhungrige Sünder dieses im Worte Gottes ihm entgegengebrachte Zeugnis des heiligen Geistes gebeugt und dankbar annimmt, weiß er sich rein gewaschen von den Sünden im Blute Christi und giebt sich in lebendigem Glauben dem zum Eigentum hin, der ihn bis in den Tod geliebt hat, damit fortan Christus durch seinen Geist in ihm wohne und sein Denken, Fühlen und Wollen regiere.

So wird aus Wasser und Geist der neue Mensch geboren, der in der Glaubens- und Liebesgemeinschaft mit Christo sich als Kind Gottes weiß und in dieser Gotteskindschaft seine Seligkeit findet.**)

R — l

Rede Fred. Wil. Robertsons über Einführung ungläubiger Bücher in die Vereinsbibliothek des Brightoner Arbeitervereins

(Zweite Hälfte)

Die Geschichte der unlängst vergangnen Ereignisse ist kurz die folgende. Vor etwa vierzehn Tagen wurden gewisse Bücher in diesen Verein eingeführt, oder wenigstens der Versuch gemacht, sie einzuführen. Sie wurden — ich muß sagen mit Recht — von einer großen Mehrheit innerhalb des Vereins beanstandet. In einer Genossenschaft von acht- bis neunhundert Mitgliedern fanden sich nur hundertachtunddreißig, die ihre Aufnahme öffentlich befürworteten. Um nun die Sache billig zu beurteilen, halte ich es für das Richtigste, die Grundsätze ins Auge zu fassen, auf die hin man die Aufnahme verlangte. Wenn ich die Veröffentlichungen, die man vor das Publikum brachte, übersehe, so glaube ich dreierlei Begründungen zu unterscheiden, womit der Vorschlag verteidigt wurde: das Recht freier Forschung, das Recht der Freiheit und das Recht der Demokratie. Ich gebe mich damit zufrieden, die Sache in dieser dreifachen Hinsicht zu erörtern.

*) Luther übersetzte fälschlich gezeuget statt geboren.

**) Daß die Taufe Erwachsener das Sakrament dieser Neugeburt ist, erhellt aus dem Befehl Christi an seine Jünger, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen, indem sie dieselben (erstens) taufen und (zweitens) lehren halten alles, was er ihnen geboten hat, Matth. 28, 19 f.; und ebenso aus Apg. 2, 38; Gal. 3, 27; Eph. 5, 26; Tit. 3, 5. Damit ist aber nicht gesagt, daß bei Erwachsenen Taufe und Wiedergeburt immer zusammenfallen, vielmehr ist in vielen Fällen die Taufe das göttliche Siegel auf die vorangegangene Neugeburt, so bei Cornelius, Apg. 10, 47, und ebenso bei vielen Heidentaufen auf dem Missionsgebiet.

Wir wollen das Recht freier Forschung zuerst betrachten. Man hat mit einem gewissen Recht gesagt, daß die menschliche Vernunft der oberste Richter aller Dinge sei und daß man der Vernunft Gottes Dasein nicht beweisen könne. Ich gebe dies gern zu, vorausgesetzt, daß wir uns erst über den Begriff der Vernunft geeinigt haben. Streit entsteht so oft nur durch ein Mißverständnis in Beziehung auf Worte. Im Englischen hat das Wort „reason“ zweierlei Bedeutungen, und ich weiß kaum zwei Worte zu finden, die diesem doppelten Sinn ganz genau gerecht werden. Aber wir wollen es einmal folgendermaßen ausdrücken. Es giebt eine Seele und ein Gemüt, und wie die Seele oder das Herz sich von dem Gemüt unterscheidet, so sind auch Vernunft (reason) und Verstand (understanding) von einander verschieden. Die Vernunft ist das, wodurch ein Mensch nur Denker, nur Redner wird, es ist einfach das, womit er aus den durch die Sinne empfangnen Eindrücken seine Schlüsse zieht. Der Biber besitzt diese Vernunft und die Biene ebensowohl, und sie bauen danach ihre Behausungen. Der Fuchs hat sie ebensogut, doch nennt man sie da List. Sie können Schlüsse ziehen und thun es, aber sie haben doch keinen Verstand. Hier seht ihr das Mißverständliche, den Doppelsinn des Wortes. Es ist die Vernunft, durch die ein Mensch weiß, was gut und was schlecht für ihn ist, durch die er sein Leben mit Vorsicht gestaltet. Meint ihr diese Vernunft, wenn ihr behauptet, daß man Gott durch sie nicht finden könne, so kann ich euch nur recht geben.

Eines der Mitglieder des Arbeitervereins soll eine Aeußerung gethan haben, die zwar seither verleugnet wurde, aber es kommt wenig darauf an, ob dies von seiten des Komitees mit Recht oder mit Unrecht geschah — es ist die folgende: „Wenn es jemand unternimmt, Gottes Dasein zu beweisen, so unternimmt er zu viel.“ Ich weiß nicht, ob es wirklich gesagt wurde oder nicht. Hat es niemand gesagt, so sage ich es. Ich kann Gottes Dasein nicht beweisen, wenn ich unter Beweisen solche verstehe, die an die Vernunft appelliren. Behauptete ich es zu können, so machte ich mich des gemeinsten Rationalismus schuldig.

Ich kann keine der höchsten Wahrheiten anders beweisen, als indem ich mich an das Herz, die Seele, den Verstand wende. Ich kann keinem Menschen beweisen, daß Süß besser sei als Sauer. Ich kann keinem beweisen, daß Gut besser sei als Böse, wenn nicht in seinem eignen Wesen etwas liegt, was mit diesem ewigen Unterschied übereinstimmt. Ich kann niemandem beweisen, daß es eine Sonne giebt, wenn er keine Augen hat, um sie zu sehen. Ich kann nicht beweisen, daß jemand wacht, wenn er in dem Wahne lebt, er träume; denn selbst der Beweis, den ich ihm geben könnte, der Druck meiner Hand in der seinen, ist er nicht auch anfechtbar? Hat er nicht auch früher schon geträumt, er wache? Es ist eben eine Thatsache, daß es sinnliche Wahrheiten giebt, die sich an die Vernunft und andre, — es sind die erhabensten — die sich an den Verstand wenden. Ich will einen Mann des Blödsinns überführen, wenn er den Beweis, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei rechten Winkeln sind, nicht begreift. Ich will beweisen, daß er für eine Irrenanstalt reif ist, wenn er sich weigert, den Beweis, daß die Erde sich um die Sonne dreht, anzunehmen. Aber wenn ich jemandem mit einem Argument komme, das sich auf Wunder oder Prophezeiungen gründet oder mit Schlußfolgerungen, die sich auf Pläne und Entwürfe beziehen oder sonst mit Beweisen, die sich an die Vernunft wenden, so braucht er weder blöde noch wahnsinnig zu sein, um ihre Nichtigkeit nicht einzusehen. Ein altes französisches Sprichwort sagt: „Erhabene Gedanken kommen aus dem Herzen.“ Gott muß von dem Herzen gefühlt, unvermittelt von dem Verstand wahrgenommen werden, ehe er der Vernunft erklärt werden kann. Wenn ein Mensch nicht mit jeder Faser seines Wesens die göttliche Gegenwart empfindet, so kann ich ihm nicht beweisen, daß Gott hier oder da sei. Denn das Zeugnis der Sinne ist niemals gewisser, als die Ueberzeugung des Herzens und des Verstandes.

Es giebt Menschen, die stets von Rechten und niemals von Pflichten reden; ich erwarte nicht, daß diese an Gott glauben; aber laßt erst einmal einen Menschen das Gesetz der

Pflicht in seinem Herzen fühlen — laßt ihn im Innern, vernehmlich wie eine lebendige Stimme jenen absoluten Imperativ des „Du sollst" oder „Du sollst nicht" fühlen — laßt ihn empfinden, daß die Hölle des Unrechtthuns die einzige Hölle ist, — wenn dieser Mensch nicht an Gott glaubt, so ist die ganze Lehre der Geschichte unwahr. Brüder! Der Mann, der einen Gott außer sich, anstatt in sich selbst zu entdecken sucht, gleicht dem, der den Ort, wo der Regenbogen steht, zu finden meint, indem er darauf zuläuft. Der Standort des Regenbogens hängt von deinem eignen Standpunkt ab, und ich behaupte, daß die Ueberzeugung von dem Dasein und dem Wesen eines Gottes von deinem moralischen Standpunkt abhängt. An Gott zu glauben, ist einfach das Schwerste auf der Welt. Du mußt rein sein, ehe du an Reinheit, selbstlos, ehe du an Selbstlosigkeit glauben kannst. Bei allen sittlichen Wahrheiten ist das, was du selbst bist, die Bedingung deines Glaubens. Nur dem, der nach Unendlichem strebt, kann der Unendliche bewiesen werden.

Laßt uns darauf hin das Prinzip freier Forschung prüfen. Ich ersehe aus den Blättern, die das Komitee und seine Widersacher veröffentlicht haben, daß die eine Partei an der Weigerung, jene Bücher zuzulassen, darum Anstoß nimmt, weil es ein Versuch sei, die freie Forschung zu unterdrücken. Gut, so laßt die freie Forschung gelten, macht keinen Versuch ihr Einhalt zu thun. Es giebt für die Presse keine Zensur, wir verlangen auch keine. Böte man mir auch stündlich 100 000 darum, so möchte ich doch um keinen Preis, daß die Veröffentlichung von Büchern irgend wie beschränkt würde. Ich wünschte bei weitem eher, daß auch Ansichten gegenüber viel weniger Zensur geübt würde. Ich weiß sehr wohl, daß die Presse Millionen von Büchern, ungläubige und schlechte sind darunter genug, ausgehen läßt, und dennoch möchte ich sie nicht mit Gewalt zurückgehalten haben, natürlich mit Ausnahme derer, die gegen den öffentlichen Anstand verstoßen. So groß auch die Nachteile unbeschränkter Freiheit im Lesen und Veröffentlichen sein mögen, das Uebel, einer bestimmten Person oder bestimmten Personen die Vollmacht zu erteilen, das eine oder das andre einzuschränken, wäre unermeßlich größer.

Es ist ein Theil der Freiheit dieses Landes, eines der Vorrechte, die wir genießen, ein Bestandteil des Friedens und der Lauterkeit, die wir unser eigen nennen, daß alle Gegenstände der freien Forschung auch wirklich frei gegeben sind. Es gehört zu unsrer moralischen Erziehung. Ich möchte auch jene exotische Tugend gar nicht sehen, die vor jeder rauhen Zugluft bewahrt wird, welcher das Böse verborgen und an die heranzutreten der Versuchung gar nicht erlaubt wird. Nur die Tugend ist echt, die das Gute kennt wie das Böse, und das Böse als solches erkennend, das Gute wählt.

Was aber das laute Geschrei über Bigotterie, die die freie Forschung hindern möchte, betrifft, so laßt uns auch dies betrachten. Was sagen denn die Gegner jener Bücher? Forscht, wenn ihr wollt, aber thuts zu Hause. Wenn ihr sozialistische oder ungläubige Bücher lesen wollt, so laßt sie zu Hause, aber bringt sie nicht in unsern Verein. Zwingt den Arbeiterverein nicht, diesen Büchern scheinbar seine Zustimmung zu geben. Ist das Fanatismus, ist das ein Versuch, die freie Forschung zu unterdrücken?

Laßt uns nun die Sache auf die Grundsätze der Freiheit hin prüfen. Es will mir scheinen, als seien falsche Begriffe über Freiheit merkwürdig verbreitet. Die Leute reden von Freiheit, als ob das Freiheit bedeute, daß ein Mensch thun kann, was er mag. Die einzige Freiheit, die ein Mann, der des Namens Mann wert ist, verlangen sollte ist die, daß alle äußern und innern Hindernisse, die ihn verhindern zu thun, was er soll, weggeräumt werden. Ich nenne den Mann einen freien Mann, der seiner niedern Triebe Herr ist, der im stande ist, sich selbst im Zaum zu halten; ich nenne den frei, dessen Fleisch dem Geist unterthan ist, der sich davor fürchtet Unrecht zu thun, aber sonst weder die Menschen noch den Teufel scheut. Ich halte den für frei, der die segensreichste aller Wahrheiten erkannt hat, daß Freiheit im Gehorsam gegen die Macht, den Willen und das Gesetz besteht, dem seine Seele voller Ehrfurcht zustimmt. Der ist nicht frei, der thut, was er mag, denn in

bessern Augenblicken protestirt seine Seele gegen diese Handlungen und verwirft die Autorität der Leidenschaften, die ihn beherrschen, als widerrechtliche Gewalt, als Tyrannei! Er fühlt es, daß er der Sklave seiner unheiligen Leidenschaften ist. Aber dann ist er recht frei, wenn er thut, was er soll, denn dann ist in seiner Seele nichts, was gegen jene Unterwerfung protestirt.

Manche Leute scheinen zu glauben, daß es keine Freiheit im Gehorsam giebt. Ich sage euch, es giebt gar keine Freiheit außer in treuem Gehorsam, — dem zwanglosen Gehorsam freiwilliger Liebe. Habt ihr niemals eine Mutter gesehen, die von ihrem kranken Kinde in einer Art Gefangenschaft daheim gehalten wurde? Die jedem seiner Wünsche, jeder seiner Launen gehorchte, die Nacht schlaflos zubrachte? Wollt ihr diese Mutter eine Sklavin nennen? Ist dieser Gehorsam der Gehorsam der Sklaverei? Ich nenne es den Gehorsam der höchsten Freiheit, der Freiheit der Liebe!

Wir hören in unsern Tagen soviel von Rechten sprechen: dem Recht selbständigen Urteils, dem Recht der Arbeit, dem Recht des Besitzes, den Menschenrechten. Rechte sind etwas Erhabenes, etwas Göttliches in dieser Gotteswelt; aber die Art, wie wir diese Rechte auslegen, ach, die scheint mir die verkörperte Selbstsucht: ich kann nichts besonders Edles an einem Menschen finden, der beständig herumläuft und nach seinen Rechten schreit. Ja, wehe, wehe dem Mann, der in dieser wunderbaren Gotteswelt nichts Höheres kennt, als seine Rechte!

Ich möchte euch eine Geschichte erzählen, die sich auf Rechte bezieht. Vor 3000 Jahren, so berichtet uns diese Geschichte, lebten zwei Männer; der eine war reich, der andre arm. Der Name des armen Mannes war David, der des reichen, Nabal. David war ungerechterweise aus seinem Vaterland vertrieben worden, und in dieser Not blieb ihm, um seine Selbständigkeit zu wahren, nichts andres übrig, als der Anführer einer jener Banden von Unzufriednen zu werden, die in jenen rohen Zeiten ungeregelt genug lebten, deren wildes Vorgehen er jedoch teilweise im Zaum hielt. Es bestand in jenem Lande die Gewohnheit, die jedem Anführer das Recht gab, eine Art freiwilligen Lohn, Taxe oder Räubersold von den Schäfern oder Bauern zu erheben, deren Eigentum sie geachtet oder vor andern weniger Gewissenhaften verteidigt hatten. Sie war durch eine Art stillschweigenden Uebereinkommens entstanden und war daher erheblichen Mißbräuchen und Unsicherheiten unterworfen. David hatte von Nabal diesen Sold beansprucht, und Nabal hatte das für ungerechtfertigt gehalten und sich geweigert ihn zu geben, aber außerdem noch Worte des Hohns hinzugefügt, bittre verächtliche Worte, wie sie die Arroganten und Gemeinen zu gebrauchen wissen, die sich einbilden, daß Vermögen und Geburt ihnen freistellen, plebejische Ansprüche zu verachten; Worte, die das Blut in den Adern eines Menschen in Aufruhr bringen können. Darauf gürtete David wuterfüllt sein Schwert um, und nur eine verächtliche Rechtfertigung durch Nabals Frau konnte die Berufung auf die Waffen, oder wie ihr heute sagen würdet, auf die physischen Kräfte, verhindern.

Mitbrüder, das waren die Rechte der Arbeit, die den Rechten des Besitzers entgegen standen. Ich kann darin nichts Edles sehen. Ich kann in diesem wilden Streit, zwischen Reich und Arm nichts Männliches sehen: der eine strebt danach, soviel als möglich zu nehmen, der andre, soviel als möglich zu behalten. Den Ruf: „meine Rechte, deine Pflichten" könnten wir, dächte ich, in einen edleren verwandeln. Wenn wir es lernen könnten zu sagen: „deine Rechte, meine Pflichten" würden wir doch zuletzt zu demselben Ziele gelangen, nur der Geist wäre ein andrer. Diese nicht sehr würdige Fehde zwischen David und Nabal, ist uns ein Vorbild derjenigen, die heute hinter allerhand schönen Namen versteckt, von den Leuten Patriotismus, Gemeingeist, politisches Märtyrertum, Protektion, Freihandel u. s. w. genannt wird — jämmerlich genug scheint mir.

Alles, was wir durch dies ganze Geschrei nach Rechten gewinnen, ist das Leben des wilden Tieres oder des wilden Wüstenmenschen, dessen Hand gegen jeden erhoben ist, wie die eines jeden gegen ihn. Nein, selbst die Tiere könnten niemals eine Art Gemeinschaft bilden, wenn sie nicht den Instinkt hätten, der Rechte mehr achtet als eigentlich fordert. Habt ihr

nie in einer Reiher- oder Krähenkolonie beobachtet, daß das neue Nest von den Vögeln, die es bauen, mit dem vollsten Vertrauen verlassen wird? Wenn die andern es nicht gelernt hätten, diese geheiligten Privatrechte zu achten, wenn jeder sein Recht an die da ineinander gewobnen Stöcke geltend machte, so würde es wohl einige Zeit dauern, bis ihr ein Krähen- oder Reihergenist entstehen sähet!

Vor 2000 Jahren lebte einer hier auf Erden, der das erhabenste Leben führte, das je gelebt wurde, ein Leben, das jeder denkende Mensch in tieferem oder seichterem Sinne göttlich nennen muß. Ich lese wenig über seine Rechte oder seine Forderungen an das Recht, aber ich lese sehr viel über seine Pflichten. Jede seine Handlungen nannte er eine Pflicht. Ich lese in diesem Leben sehr wenig von seinen Rechten, aber ich höre sehr viel von Unrecht — unendlichem Unrecht — Unrecht, das mit majestätischem, Gott ähnlichem Schweigen erduldet wurde. Sein Lohn? Sein Lohn war der Lohn, den Gott all seinen Getreuen und Edelsten giebt: von seiner Zeit und seiner Generation der Verachtung preisgegeben zu werden, und zuletzt ein Leben bringender Tod. Das waren seine Rechte!

Dies also ist die Art, wie wir Rechte auslegen möchten. Meine Rechte sind in Wahrheit meine Pflichten, meine Rechte sind durch die Rechte andrer Menschen beschränkt. Ich habe zum Beispiel das unbestreitbare Recht, auf meinem eignen Grund und Boden eine Mauer zu bauen; dem Wortlaut des Gesetzes nach gehört der Boden dem Eigentümer bis in den Himmel hinauf. Drei Meter von der Mauer befindet sich jedoch das Fenster meines Nachbarn. Was wird aus dem eben besprochenen Recht? Mein Recht ist beschränkt, es wurde zu meiner Pflicht, weil das seine es beschränkte.

Ihr habt ein Recht, eure Bücher zu lesen und für euch selbst zu forschen und zu prüfen; aber Brüder, ich überlasse es eurem eignen Urteil, ob ihr das Recht habt in einem Verein, an dem auch andre teilnehmen, Bücher einzuführen, die jenen widerwärtig sind. Ist das Freiheit?

Es bleibt noch ein Grundsatz, nachdem eure jetzigen Anordnungen verteidigt werden. Es ist das Recht der Demokratie. Ich möchte etwas näher erklären, was Demokratie bedeutet. Ich weiß nicht, ob man meine Erklärung anerkennen wird, aber ich werde sie in gerechtem, großmütigem und unparteiischem Sinn geben. Ich glaube, daß in allem, was von einer großen Menschenmenge ernstlich behauptet wird, eine gewisse Wahrheit liegt. Es handelt sich jetzt nicht darum, ob ich selbst demokratische Ansichten habe oder nicht. Ich werde mich bestreben, die wahre Bedeutung der Demokratie klar zu legen. Wenn das Wort Demokratie überhaupt einen Sinn hat, so bedeutet es Volksherrschaft. Ihre Losung ist ja Gleichberechtigung aller Menschen. Laßt uns nicht versuchen, das lächerlich zu machen. Ich glaube, ein vernünftiger Demokrat meint nicht, daß alle Menschen an Verstand und Wert gleich seien. Er meint nicht, der Buschmann oder der Australier sei dem Engländer an Wert gleich. Aber er glaubt, daß alle Menschen im wesentlichen gleich geschaffen sind, und daß kein Grund vorhanden ist, warum der Hottentot oder der Australier nicht auch gebildet werden könnten, so daß sie nach Jahrhunderten den Engländern gleichen könnten. Ich vermute, der Demokrat würde sagen: Es ist gar kein Grund vorhanden, warum nicht der Sohn eines Schusters durch Erziehung dazu tauglich werden sollte, Premierminister des Landes zu sein, oder seinen Platz auf der Bank des Richters auszufüllen. Ich vermute, alle freien Vereine haben diesen Sinn. Ich vermute, sie wollen sagen: Laßt nur das Volk erst einmal erzogen werden; gebt freien Spielraum, keine Gnade; laßt jeden nur wirklich die günstige Gelegenheit finden — dann wäre der glücklichste Zustand der Nation der, daß man, nachdem jeder Mensch zu größter Leistungsfähigkeit erzogen wäre, aus den so erzognen Männern eine Regierung der Weisesten und Besten erwählte.

Dies sind die Grundsätze der Demokratie. Ich glaube, niemand wird an dieser Erklärung etwas auszusetzen haben. Mir scheint, ihr seid diesen Grundsätzen nicht treu geblieben. Es ist der Grundsatz der Demokratie, daß zwischen Mensch und Mensch kein wesentlicher Unterschied besteht, daß kein Grund vorhanden ist, warum ein Stand, als dem andern an sich überlegen, besondre Vorteile genießen sollte. Ich finde in euren Satzungen eine Verordnung, die dem gänzlich widerspricht, und mir scheint diese Verordnung selbstmörderisch. Es ist die folgende. Ihr habt eine Regel, die alle Ehrenmitglieder, d. h. alle eure reicheren Mitglieder, verhindert, handelnd oder abstimmend im Komitee mitzuwirken. Ihr sagt damit, daß ihr weder eine Demokratie, noch eine Aristokratie, sondern eine Oligarchie haben wollt. Kein freies Feld für persönlichen Wert, auch keine Herrschaft der Weisesten und Besten, sondern die Herrschaft einer besondern Klasse. Ihr wollt der Einsicht andrer nicht gestatten euch zu leiten. Ihr schließt euch selbst gegen alle besser erzognen Geister ab. Ihr sagt nicht nur, daß der Arbeiter geistig den andern ursprünglich gleich stehe, sondern daß er ihnen absolut überlegen sei. Ihr verleugnet die Gleichheit, ihr wollt der Herrschaft der Weisesten und Besten nicht offnen gerechten Spielraum lassen. Ihr behauptet, die Unwissendsten müßten die Weisesten und Besten sein. Ist das Demokratie?

Mitbrüder! Ich zögere keinen Augenblick zu behaupten, daß der Verein verloren ist, wenn diese Regel nicht umgestoßen und die ganze Sache anders eingerichtet wird. Ich weiß wohl, daß sie die Zustimmung eures so viel beklagten, verstorbnen Schatzmeisters hatte. Aber es war nach meinem Gefühl keine Einrichtung, die jemals erfolgreich und gedeihlich sein konnte. So lange sein Einfluß, den ihr achtetet und ehrtet, mit euch war, war der Schaden nicht fühlbar, denn er vertrat jene Einsicht, von der ihr euch selbst abgeschnitten habt. Aber laßt diese Anordnung bestehen, lebt in dem Geist der Eifersucht und des Argwohns fort, glaubt, daß die höhren Stände es schlecht mit euch meinen, daß in der großen Stadt Brighton kein Mensch von Stand oder Vermögen euch mit seinem Rat beistehen wird, es sei denn aus eigennützigen Gründen — ich kann nicht verstehen, wie dieser Verein dann überhaupt fortbestehen soll!

Ich möchte euch nun noch zwei oder drei Gründe zu Gemüt führen, aus denen, wie mir scheint, schon der Gerechtigkeit halber jene Bücher zurückgewiesen werden sollten. Der erste Grund ist, daß sie den Zwecken eures Vereins geraden Wegs entgegen sind. Ich finde in der Adresse des Komitees an die Mitglieder folgende Worte:

> Wir kommen nur den Zielen unsers Vereins und den Wünschen unsrer Mitglieder entgegen, wenn wir für jede unter unsern unterstützenden Mitgliedern vertretne Geschmacksrichtung geistige Unterhaltung bieten.

Ich will kein strenges Urteil über diesen Satz fällen, obgleich er der Kritik manche Handhabe böte. Ich habe viel Wichtigeres zu thun, als Sätze zu bekritteln. Ich bin gern bereit zuzugeben, daß die Sache nur allgemein ausgedrückt ist, und will aus einem ungenauen Ausdruck keinen Vorteil ziehen. Es gibt Mitglieder dieses Vereins, die wenig über zwölf oder dreizehn Jahre alt sind, und wenn ich mich lustig machen wollte, so brauchte ich das Komitee nur zu fragen, ob es, als es den Grundsatz aussprach, damit sagen wollte, es halte sich für verpflichtet Bücher zu liefern, die den Fähigkeiten dreizehnjähriger Kinder entsprechen. Leider muß ich sagen, daß es unter euch Leute von liederlicher Denkungsart giebt. Ich bin gewiß, der Vorstand wollte nicht sagen, daß er verpflichtet sei, geistige Nahrung zu liefern, die dem Geschmack solcher Leute entspricht. Die Komiteemitglieder müssen jedoch, wenn sie überhaupt etwas damit sagen wollten, meinen, daß, wenn es im Verein eine große Menge Arbeiter giebt, die bestimmten Meinungen und Anschauungen huldigen, es ihre Pflicht sei, für diese Klasse von Mitgliedern passende Geistesnahrung zu beschaffen.

Nehmt z. B. die beanstandeten Bücher; wenn also ein Mann am Sozialismus Gefallen findet, so ist es Pflicht für Bücher, wie Robert Owens Werke, zu sorgen; ist Geschmack am Unglauben da, so ist es Pflicht, Tom Paines Werke zu liefern, und sinkt ein Mann in seinem Geschmack noch tiefer, und findet Gefallen an solchen Büchern, wie „die Mysterien Londons“, so ist die Pflicht des Komitees, ihm Bücher dieser Art zu verschaffen. Erkennt ihr diesen Grundsatz an, so fällt eure ganze Gesellschaft in Trümmer.

Aendert den Ausdruck. Die richtige Art, den Grundsatz auszusprechen, wäre diese: nicht, es sei Pflicht geistige Nahrung

für jeden Geschmack zu liefern, sondern es sei Pflicht, Bücher zu liefern, die dem Geschmack aller Mitglieder entsprechen. Das ist ein riesengroßer Unterschied. Sprecht ihr den Grundsatz aus, es sei Pflicht des Komitees, für jeden unter den Mitgliedern etwa vorhandnen Geschmack zu liefern, so muß jede Richtung vertreten sein. Sagt ihr aber, es müsse Bücher liefern, die dem Geschmack aller Mitglieder entsprechen, so ist es verpflichtet solche zu liefern, die den Wünschen aller nachkommen, niemandem unangenehm sind und sich den allen gemeinsamen Geschmacksrichtungen anpassen. Ich möchte euch von einem ähnlichen Fall sprechen. In den höhern Gesellschaftsklassen vereinigen sich Männer verschiednen Ranges, verschiedner Lebensstellung und sehr verschiednen Geschmacks, um eine ähnliche Gesellschaft zu gründen, wie die eure. Geistliche, Aerzte, Advokaten, Altertumsforscher, Damen, alle vereinen sich, um eine Leihbibliothek, einen Lesezirkel, oder wie immer man es nennen mag, zu gründen. Nun ist es einfach Pflicht ihres Komitees, für Bücher zu sorgen, die sie alle miteinander lesen können. Es giebt Geschmacksrichtungen und Grundsätze, denen sie alle zustimmen. Es giebt eine Menge verschiedenartiger Bücher, die dem gemeinsamen Geschmack gerecht werden. Dies ist das Grundprinzip ihrer Gesellschaft, dafür sind sie zusammengekommen und haben ihren Beitrag gezahlt. Sie finden, daß ihr Geschmack in manchen Dingen der gleiche ist, und verbinden sich, um mehr Bücher lesen zu können, als möglich wäre, wenn sie sie alle einzeln kaufen müßten. Das ist das Prinzip.

Nehmt nun an, daß das Komitee statt dessen den Entschluß faßte, daß ein Brett für Theologie, eines für Chemie, für Geistliche und Mediziner, ein andres voll alter Bücher in gotischer Schrift für die Altertumsforscher vorhanden sein müsse, so werdet ihr sogleich einsehen, daß der Sinn einer derartigen Gesellschaft gänzlich verloren geht. Die Geistlichen und Mediziner treten der Gesellschaft nur bei, um Bücher von allgemeinem und nicht von speziellem Fachinteresse zu lesen. Wenn ein Geistlicher seine theologischen Werke zu haben wünscht, oder ein Mediziner seine ärztlichen Autoritäten, so muß der eine eine theologische Bibliothek, der andre eine medizinische Gesellschaft gründen. Aber in diesem Fall müssen sie sich mit beschränkter Zahl und beschränkten Mitteln begnügen, ganz im Verhältnis wie auch der Zweck der Gesellschaft ein beschränkter und bestimmter wird.

Genau so ist es mit eurer Gesellschaft. Ich behaupte nicht, daß die Mitglieder des Vereins nicht das Recht hätten, auch unter sich Vereinigungen zu bilden; aber sprecht einmal als Grundsatz aus, daß es Pflicht des Vorstands sei, Nahrung für alle Arten von Geschmack zu liefern, so habt ihr bald keine Gesellschaft mehr, sondern Gesellschaften, keinen Verein, sondern einen Haufen kleiner Vereine.

Ich möchte eure Aufmerksamkeit noch auf einen andern Punkt lenken. Nach den Akten nennt es euer Komitee seine Pflicht, für Unterhaltung für alle Geschmacksrichtungen zu sorgen. Ich sage noch einmal, ich will den Sinn dieser Worte nicht allzu streng nehmen. Es ist Pflicht, immer zuerst den Versuch zu machen, festzustellen, was die Leute sagen wollen, anstatt sie ungroßmütig an ihre Worte zu binden, die so häufig ungenau sind. Und in der That, wenn ich die Titel dieser „Unterhaltungsbücher“ betrachte, so finde ich, daß manche eher alles andre, als unterhaltend sind. Es sind Bücher, deren Verständnis große geistige Fähigkeiten voraussetzt. Dennoch muß etwas über den Gedanken der Unterhaltungsschriften gesagt werden. Es ist freilich eine der Pflichten des Komitees, unterhaltende Bücher zu liefern. Ich sagte dies schon in meiner Eröffnungsrede und bin häufig verlacht worden, daß ich es aussprach. Eine Menge wohldenkender und frommer Menschen haben gemeint, ich hätte meine Stellung als Geistlicher vergessen, als ich die Werke der Dichtkunst für die Arbeiter geeignet nannte. Sie waren stutzig und betroffen, als ich wagte, es für etwas Erfreuliches zu erklären, daß in jenem wohlbekannten, dem Witz und Humor gewidmeten Blatt ein sittlicher Ton herrscht, ja, daß ich es sogar nannte. Sie waren empört, daß ich in Dickens Werken irgend welche moralische Bedeutung finden konnte. Ich bleibe bei dem, was ich sagte. Ich möchte diese Art zu reden nicht zu streng beurteilen, sonst würde ich sie heuchlerisch nennen. Sie beweist eine wunderliche Unkenntnis der Wirklichkeit und der Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens. Ich bin gerne bereit, es nochmals auszusprechen, daß man Unterhaltungsschriften und Dichtwerke jederzeit lesen wird, ja daß man sie lesen muß und lesen soll.

Es liegt ein gut Teil Religion in einem ernstlichen hellen Lachen, das aus tiefstem Herzen klingt. Um den Mann ist es schlecht bestellt, der nicht mehr die Kraft in sich fühlt, so herzlich zu lachen. Darum ist es nicht zu leugnen, daß es eine der Pflichten des Komitees ist, Unterhaltungslektüre zu liefern; aber ich kann es nur eine überraschende und betrübende Thatsache nennen, daß es der Vorstand, wenn auch nur durch ein Versehen, für seine Pflicht erklärte, hauptsächlich für Bücher, unterhaltenden Inhalts zu sorgen. Eure Statuten erklären es für den Zweck des Vereins, die Mittel zu sittlicher und geistiger Fortbildung für seine Mitglieder zu beschaffen. Was ist aus jenem in so hohem Maß sittlichen Tone geworden, der eure ersten Aeußerungen dem Publikum gegenüber charakterisirte? Wo sind die Männer hingekommen, von denen ich im Zimmer dort unten Aeußerungen hörte, die mein Herz höher schlagen ließen, die mich stolz auf mein Vaterland machten, die mich triumphirend einen Vergleich ziehen ließen mit der Sprache, welche die Männer des Arbeiterstandes jenseits des Wassers führten? Ihr Männer des Brightoner Arbeitervereins! Wie kommt es, daß der Ton eurer Publikationen jetzt in sittlicher Beziehung so viel tiefer steht?

Ich wiederhole, ihr seid es der Sache, zu der eure Gesellschaft sich bekennt, schuldig, jene ungläubigen Veröffentlichungen energisch zu verwerfen.

Jedem Menschen legt doch die Rücksicht auf seine Sache Zurückhaltung auf, wenn ihn nicht schon die Achtung vor seinem eignen Ruf zurückhält. Es giebt sehr vieles, was ein Soldat in Zivil thun wird, wozu er sich aber in Uniform nie herbeilassen würde. Eure Sache ist eine gute; aber ich muß gestehen, daß diese Sache durch das Vorgehen eurer letzten öffentlichen Versammlung einen schlimmen Stoß bekommen hat. Ich muß, wie gesagt, zugeben, daß freie Vereine von vielen, die ihnen früher sehr günstig gesinnt waren, jetzt mit mißtrauischen und verdächtigen Blicken betrachtet werden. Ich habe wieder und wieder den Vorwurf hören müssen: „Das sind nun deine Freunde, die Arbeiter.“ Und andre sagten weniger bitter: „Ich fürchte, du wirst dich in deinen Hoffnungen auf die Arbeiter getäuscht sehen.“ Meine Freunde die Arbeiter! Wollte Gott, sie wären meine Freunde! Wollte Gott, ich wäre mehr ihr Freund! Ich schaue abermals 2000 Jahre zurück und wage nicht zu vergessen, wer als der Sohn einer armen Frau in diese Welt geboren wurde und wahrscheinlich dreißig Jahre lang in einer Tischlerwerkstatt schaffte, ein Arbeiter.

Als Antwort auf jene sarkastischen Reden kann ich nur zu bedenken geben, daß der erste Gebrauch, den ein Mensch von den ihm verliehenen Talenten und Kräften macht, jederzeit ein schlechter ist. Wenn ein Mann zum erstenmal einen Dreschflegel braucht, geschieht es zum Schaden seines eignen Kopfes und zum Schaden der Umstehenden. Wenn ein Kind zum erstenmal ein scharfes Instrument in die Hand bekommt, schneidet es sich in die Finger. Aber das ist doch kein Grund, warum es nie lernen sollte, ein Messer zu gebrauchen. Die erste Anwendung, die ein Mensch von seiner Liebe macht, ist, seinen Geist zu versinnlichen, dennoch kann er nicht anders als durch eben jene Liebe veredelt werden.

Wenn ein Königreich zum erstenmal in den Besitz der Freiheit kommt, ist die Folge Anarchie. Wenn ein Mann zum erstenmal in den Besitz geistigen Wissens kommt, ist er sich der Annäherung skeptischer Gefühle bewußt. Aber das ist noch kein Beweis, daß die Freiheit etwas Schlechtes sei, oder daß kein Unterricht erteilt werden sollte. Es giebt beim Reifen einer Frucht einen Moment, in dem sie saurer und herber ist, als in jedem andern. Es ist nicht, wenn sie noch grün ist, es ist der Augenblick des Rotwerdens, der Moment, wenn sie vom Sauersein zur Süßigkeit übergeht. Es ist ein Gesetz für die menschliche Natur, daß der Mensch beides, Gutes und Böses

kennen lernen muß, er muß durch das Böse zur Erkenntnis des Guten gelangen. Es gab niemals ein Prinzip, das nicht erst durch viel Böses hindurch zum Sieg gelangt wäre. Kein Mensch ist je groß und stark geworden, ohne vorher durch große Irrtümer belehrt worden zu sein.

Auch in dieser Gesellschaft wurden allerlei große Fehler gemacht, und es giebt noch manche Schwierigkeiten; aber ihr werdet die Schwierigkeiten überwinden. Die Irrtümer werden sich für euch in Erfahrungen umwandeln. Nein, ich glaube, die Charakterzucht, die viele von euch bei diesem Kampf mit schlimmen Grundsätzen gewannen, und die Einsicht, die er euch in die wahre Bedeutung sozialer Fragen verschaffte, über die, wie ich persönlich weiß, mancher von euch die wilden fesselnden Theorien, die ihn fesselten, schon durch seine bisherigen Erfahrungen überwunden hat, wird unschätzbar sein. Wäre auch dies nur gewonnen, so wäre der Verein nicht umsonst gegründet worden. Aber wenn manche Menschen behaupten, daß alle diese Schwierigkeiten gegen Forschung und Erziehung sprechen, so kann ich nur entgegnen, sie beweisen im Gegenteil, daß wir mehr Erziehung brauchen. Bedürfte ich überhaupt noch eines Beweises dafür, so fände ich ihn darin, daß die Arbeiter Brightons noch nicht über Tom Paine hinaus gekommen sind.

Männer und Brüder! Dies ist also die Antwort auf alle die Schmähungen. Aber ich muß doch anerkennen, und ich thue es betrübt und beschämt — daß den Frömmlern und ängstlichen Gemütern von einigen unter euch Handhaben geboten wurden. Wie, ist denn alles, was früher die Tyrannen behaupteten, wahr, und was die Menschenfreunde sagten, falsch? Waren alle jene trüben Vorahnungen scharfsinnige Prophezeiungen? Was haben denn die Tyrannen, die Fanatiker, die Aengstlichen gesagt? Daß es unmöglich sei, dem Volke Gewalt zu geben, ohne es revolutionär zu machen, oder es zu belehren, ohne es ungläubig zu machen. Ihr seid es eurer guten Sache schuldig, diesen Vorwurf zurückzuweisen. Und wenn der Unglaube sich vermißt, Hand an die Arche euer herrlichen und ehrwürdigen Sache, die Sache der Volksfreiheit, zu legen, und die Menschen behaupten, er sei ein Bestandteil derselben, so streut die Verleumdung in den Wind, und beweist, ihr Männer Brightons, durch der Verwerfung jener Bücher und Reorganisation eures Vereins, daß die Sache der Bildung und die Sache der Freiheit nicht eins ist mit der Sache des Unglaubens!

H v D

Gaston Frommel

Esquisses contemporaines

5. Edmond Scherer

Es erhellt schon aus dem Vorhergehenden, kommt aber namentlich in diesem Aufsatz zum Ausdruck, daß Gaston Frommel in ungewöhnlichem Maße die Fähigkeit besitzt, den Inhalt schwieriger Gedankengänge auch solchen, die an geschultes Denken nicht gewöhnt sind, klar zu legen. Aus der Rüstkammer deutscher Philosophie holt er sich den Harnisch, in dem er dem alles zersetzenden fin de siècle entgegentritt. Aber nicht wie David in Sauls Rüstung. Eigen verarbeitet, eigen durchlebt, läßt er ihre schwerfällige Ausdrucksweise beiseite und überträgt mit der größten Leichtigkeit und Anmut ihre Schulbegriffe in warm pulsirendes Leben. Fichte und namentlich Kant feiern in diesem modernen Franzosen eine Auferstehung, in der sie sich über die Handlichkeit der Münzen, in denen die Goldbarren ihrer Gedanken ausgeprägt erscheinen, wundern würden. Und so erleben wir das eigentümliche Schauspiel, daß, was die Not und das Darniederliegen des Vaterlandes in den Köpfen unsrer großen Philosophen zur Entwicklung und Reife gezeitigt hat, uns nun aus Frankreich als Rettungsanker des sittlichen und moralischen Lebens in den materialistischen Strömungen, die auch von dorther uns umfluten — zugeworfen wird.

Mit derselben Klarheit und Meisterschaft wird uns hier weiter eine theologische Studie geboten. Auch hier wenig von den Schulausdrücken, die es dem Laien so schwierig machen, theologisches Denken zu begreifen.

Wir folgen der historischen Entwicklung der modernen Orthodoxie, die von England ausgehend sich seit 1820 über die Schweiz, das protestantische Frankreich und Deutschland verbreitet hat.

Scherer, als Jüngling in England zu einem streng pietistischen Christentum erweckt, promovirt in Straßburg als Theologe und vertritt eine orthodoxe Theologie „der Erweckten“, deren bestimmten Zug Gaston Frommel in ihrer scholastischen, verstandesmäßigen Formulirung findet.

An die historische Erklärung dieser Auffassung schließt sich die Darstellung von Scherers stufenweiser innerer Entwicklung zum Determinismus, die mit der Zersetzung seiner christlichen Ueberzeugungen ihren Abschluß findet. Dabei thun wir manchen Blick in die innerkirchliche Entwicklung des protestantischen Frankreich. Wir sehen weiter, wie Scherer innerlich und äußerlich dazu gedrängt wird, aus der theologischen Fakultät auszutreten, wie er als Professor der Philosophie in Genf und zuletzt als Litterarhistoriker in Versailles wirkt. Wir erleben seine heißen Kämpfe, seine innere Wandlung mit und sehen, welch großes Aufsehen seine Veröffentlichungen darüber in der theologischen Welt erregen, welch bittere Verketzerungeu sie ihm eintragen. Andrerseits wird die Elite der modernen Jugend Frankreichs in ihrem Denken stark von ihm beeinflußt. Sein Schlußbekenntnis ist, daß wir nichts Gewisses wissen können und die Dinge nehmen müssen, wie sie sind. Es gipfelt in des „heiligen Marc Aurel“ Worten: O Universum, was du willst, will ich auch!

Männer wie Pressensé sprechen von den Selbstbekenntnissen, die er unter dem Namen Montaigu*) veröffentlicht hat, und in denen sein Schmerz, den Glauben verloren zu haben, zum ergreifenden Ausdruck kommt, mit großer Wärme. Dem gegenüber macht es einen peinlichen Eindruck, daß Gaston Frommel einem damals (1889) Sterbenden gegenüber, eine Verurteilung dieser seiner innern Entwicklung nicht unterdrücken kann, so sachlich gehalten die scharfsinnige Auseinanderlegung sonst auch ist.

Wir können uns des Raumes wegen hier nicht eingehend in die Reichhaltigkeit dieser Studie vertiefen, möchten zum Schluß nur eine Bemerkung über Scherers orthodoxen Ausgangspunkt nicht unerwähnt lassen, die für Frommels Eindringen in den Kern einer Frage charakteristisch ist:

> Es ist unmöglich, einen festern Glauben auf einen völligern Unglauben zu gründen; unmöglich, in strengerer Weise die Notwendigkeit einer äußern Offenbarung zu betonen und ihr sicherer jede subjektive Anziehungskraft zu nehmen, d. h. jeden Zugang zu der menschlichen Natur und jedem in ihr begründeten Halt. Diese Verneinung der Autorität des Gewissens zu gunsten einer äußerlichen Autorität steht in direktem Widerspruch zu dem Geiste des Evangeliums. Sie birgt den Keim des Atheismus in sich und enthält schon das Prinzip der folgenden Katastrophe..... Scherer wurde ein Opfer des Intellektualismus. Das Eigentümliche des Intellektualismus, sein verhängnisvoller Irrtum besteht aber darin, die Welt mit dem Denken ergreifen zu wollen, ehe man sie mit dem Sollen erfaßt hat, und der Wissenschaft eine Ueberzeugung zuzuschreiben, die allein dem Gewissen gehört.

6. Charles Secrétau

Der Aufsatz über Charles Secrétau, den kürzlich verstorbenen Professor der Philosophie in Lausanne, ist der kürzeste. Aber ihm gegenüber schweigt die Kritik fast ganz, Liebe und Bewunderung kommen allein zum Ausdruck.

Gaston Frommel bespricht namentlich sein letztes Werk „Civilisation et Croyance“ und charakterisirt es mit den Worten:

> Liebe, Sympathie, der Wunsch nützlich zu sein und das Gewicht seines Schwertes mit in die Wagschale zu werfen, wo gegenwärtig die höchsten Interessen der Gesellschaft abgewogen werden, ist der entscheidende Charakter des Buches. Dazu tritt ein andrer, ihm eng verbundner. Wo man liebt, ist das Opfer leicht. Charles Secrétau bringt das Opfer großmütig dar, das für einen Philosophen kein geringes ist: das Opfer der Ideen, die ihm lieb geworden sind, und vielleicht seinen Beitrag zu den philosophischen Reichtümern des Jahrhunderts am genausten zum Ausdruck bringen. Nicht daß er nur eine seiner Ueberzeugungen aufgäbe, im Gegenteil; aber er verdächtigt die Formel, in denen er sie bisher ausgedrückt, die Manier, in der er sie gerechtfertigt, die Rangordnung, in die er sie gestellt, die Systeme, die er daraus gebildet. Er hört auf, Meister zu sein und wird Anwalt; er unterweist nicht mehr, er vertritt eine Sache, der er sich ausschließlich

*) Vergl. den vorigen Jahrgang, Nr. 20, Spalte 458.

widmet, und seine Klienten sind keine geringern als das sittliche Leben, die Pflicht, Gott.

Aber man verliert niemals etwas, wenn man sich zum Sklaven der Wahrheit macht. Nur die sind groß, die sich also erniedrigt haben. Kein wohlthuenderes Beispiel von größerer Tragweite ist denkbar, als das dieses Siebenzigers, dessen Leben völlig der Betrachtung geistiger Angelegenheiten geweiht ist, und der sich doch das Feuer des Herzens lebendig erhalten hat und die tiefsten Spekulationen seines Verstandes auf dem Altar der barmherzigen Liebe niederlegt.

Frommel interessirt auch bei diesem Buch vornehmlich der Kampf, in dem Secrétan die beiden Mächte, den Intellektualismus und das sittliche Bewußtsein, vorführt. Aber er ist der Meinung, daß Secrétan dem kategorischen Imperativ nicht seinen gebührenden Rang in dem Organismus der Wissenschaft eingeräumt und seine Berechtigung neben dem spekulativen Denken nicht legitimirt habe. Frommel rechtfertigt dies mit den schönen Worten:

Es ist fraglos richtig, daß der kategorische Imperativ durch sein Dasein gebietet und von niemandem die Autorität, in die er sich hüllt, entlehnt. Aber es wäre doch gut, ihn der Vernunft gegenüber genügend zu begründen. Denn es giebt heutzutage, zahlreich genug, Leute, die ihn als Restbestand eines willkürlichen Dogmas betrachten, oder als künstliches Produkt einer langen gesellschaftlichen Bildung, und ihn aus diesem Gesichtspunkt verdächtigen.

7

Gustav Frommel sagt in seiner kurzen Einleitung:

In der großen moralischen und religiösen Unsicherheit, in der sich die zeitgenössische Jugend herumschlägt, ist uns der Gedanke gekommen, ob diese von einem jungen Manne geschriebnen Seiten vielleicht für einige unter ihnen von Wert sein könnten. Das ist ihr Zweck und zugleich ihre Entschuldigung.

Daß es einer solchen nicht bedarf, werden diese Auszüge bezeugen. Das Buch wird in der französischen Schweiz viel gelesen und erregt, wie es nicht anders sein kann, Beifall und Widerspruch. Man kann von dieser jugendlichen Kraft, die hier zum erstenmal vor das Publikum tritt, noch Bedeutendes erwarten. Aber werden denn nicht auch uns berufene Männer erstehen, die die Aufgabe nicht für zu gering achten unsrer Jugend, die, von so vielen widerstreitenden Strömungen hin und hergezogen, oft nicht weiß, wohin sie getragen wird, die Geister zu deuten?

Ist nicht Ibsen eines ganzen Studiums wert, dessen realistischer Scharfblick und geheimnisvoll ausgeklügelte Gewaltsamkeiten schon eine ganze Gemeinde magnetisch um sich geschart haben? Und Björnsons Entwicklungsgang und Tolstois einander so widersprechende schriftstellerische Wandlungen? Auch die fortreißenden Paradoxien Nietsches, der die konventionellen Tugend- und Ehrbegriffe ihrer Fadenscheinigkeit überführt, alle gangbaren Werte auf ihre Echtheit hin prüft, aber nun auch die echten, an die sich Schmutz geheftet, mit den unechten zertritt, die Herdenmenschen mit dem Skorpion des Nihilismus zu Paaren treibt und die Gottgleichheit des souverainen Genies, dessen Handlungen jenseit von Gut und Böse liegen, auf den Thron erhebt.

Franzosen von der Bedeutung eines Vinet und Pressensé haben es als eine hohe Aufgabe erkannt, sich eingehend in die Strömungen der zeitgenössischen Litteratur zu versenken. Auch sie sahen in ihr eine „psychologie en action", „deren Offenbarungen um so wahrer, je weniger sie als solche beabsichtigt sind." Vertreter der Wissenschaft halten die Aufgabe nicht zu gering, ihre Kraft daran zu setzen, wie neuerdings Edouard Rod in seinen „Idées morales du temps présent" (Paris, Didier).

Sie holen sich das Rüstzeug dazu aus dem Arsenal deutscher Wissenschaft, und wir schweigen, schwerfällig und phlegmatisch, und überlassen alles nach wie vor den nach ästhetischen oder künstlerischen Gesichtspunkten urteilenden Schriftstellern?

C B

Unsre Judenmissionspflicht

Die antisemitische Bewegung, die seit dreizehn Jahren in allen Ländern zu beobachten ist, wo Juden in größerer Anzahl wohnen, ist — auf die Mehrzahl ihrer Leiter und Träger gesehen — dem der Kirche obliegenden Werke der Evangelisirung Israels nicht günstig. Wenn auch die Aufforderung des Herausgebers der Deutsch-sozialen Blätter, die Juden lieber zu ersäufen

als zu taufen, als ein Witzwort gemeint war, über das wir hier kein Urteil fällen wollen, so kennzeichnet es doch die Stimmung vieler antisemitischen Kreise, die den Juden gegenüber bloße Repressivmaßregeln als die einzig wirksame Waffe betrachten. Es versteht sich von selbst, daß die evangelische Christenheit Deutschlands diesen Standpunkt zu dem ihren nicht machen kann. Es gäbe ja keine deutlichere Bankerotterklärung des Christentums, als wenn wir es auf diese Weise offen aussprechen wollten, daß wir außer Stande sind, durch den Einfluß des Evangeliums, das wir durch Wort und Werk zu verkündigen haben, auf die in unsrer Mitte lebende verhältnismäßig kleine Zahl von Juden noch einen positiven fördernden Einfluß auszuüben. Die von vielen Seiten geforderte Selbstabsperrung gegen die Juden ist ein Zeichen der Schwäche, die denen schlecht ansteht, die überzeugt sind, in ihrem Glauben eine weltüberwindende Macht zu besitzen.

Wer freilich, wie manche antisemitische Wortführer, das Christentum selbst nur als semitischen Sauerteig ansieht, der sobald als möglich aus dem deutschen Vaterlande ausgefegt werden muß, wenn das germanische Wesen in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt werden soll, der mag ja Recht haben, wenn er in der Anwendung von Gewalt im Interesse des Selbstschutzes die einzige Rettung sieht. Es berührt nur seltsam, wenn man beobachtet, daß die von „semitischen Einflüssen" gereinigte „echtgermanische" Religion dieser Antisemiten so vollständig übereinstimmt mit den religiösen Ueberzeugungen des Judentums gerade da, wo es vom Christentume differirt. Es ist die Naturreligion der Selbsthilfe und der eignen That, der das Kreuz als Zeichen der Versöhnung ein Aergernis ist und der Christus im besten Fall verständlich erscheint als ein edler Mann arischer Herkunft, der für seine Ueberzeugung zu sterben wußte.

Die deutsche Judenmission ist trotz der ihr nicht selten entgegentretenden Mißachtung eine Ehrenrettung des deutschen Christentums, ein Beweis dafür, daß auch in Deutschland die Ueberzeugung davon nicht ausgestorben ist, daß dem Evangelium die Welt gehört, und zwar nicht nur die Welt, die bisher vom Evangelium nichts wußte, sondern gerade auch die, die es gehört, aber nicht angenommen oder doch wieder von sich gewiesen hat.

Es ist zu beklagen, daß das Werk dieser Mission mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die mit dem gegenwärtigen Stande unsrer deutschen Christenheit im Zusammenhange stehen. Nicht nur ist den Juden sehr genau bekannt, daß innerhalb dieser Christenheit weite Kreise die Mission an Israel mit ausgesprochener Abneigung oder doch mit Gleichgiltigkeit betrachten, so daß es ihnen schon aus diesem Grunde ehrenrührig erscheint, mit der Mission zu verkehren. Schlimmer ist das Gegenzeugnis, das dem Christentum entfremdete Christen durch Wort und That dem Zeugnisse der Mission entgegensetzen. Die jüdischen Einwürfe gegen das Christentum sind in den meisten Fällen bloße Entlehnungen aus der glaubenslosen nichtjüdischen Wissenschaft und Verweisungen auf den sittlichen und religiösen Zustand der Christenheit. In neuerer Zeit ist noch dazu gekommen der Eindruck, den viele Aeußerungen des Antisemitismus auf die Juden gemacht haben, wonach es ihnen schien, als seien Christentum und Unduldsamkeit, ja zügelloser Haß mit einander verwandt.

Wer wie der Schreiber dieses Gelegenheit hat, die jüdische, auf christliche Leser zunächst nicht berechnete Presse näher zu beobachten, weiß nur zu genau, wie manche jüdische Schmähungen des Christentums aus diesem Eindrucke hervorgeflossen sind und danach beurteilt werden müssen. Daraus ist nicht zu schließen, daß etwa seit dem Auftreten des Antisemitismus die Zahl der Taufen von Israeliten in der evangelischen Kirche abgenommen hätte. Im Gegenteil, sie ist z. B. in den alten Provinzen Preußens gerade seit dieser Zeit in stetigem Steigen begriffen gewesen und in zwölf Jahren zu der vierfachen Höhe angewachsen. Aber eben dies ist es, was uns bedenklich stimmt. Sollten denn wirklich die der Kirche durch den Antisemitismus zugetriebenen neuen Mitglieder ein wirklicher Gewinn für die Kirche sein, da doch in vielen Fällen das Motiv des Uebertritts

nur der Wunsch gewesen ist, den aus dem jüdischen Bekenntnis jetzt in gesteigertem Maße erwachsenden Unannehmlichkeiten zu entgehen? Hier wäre besserer Selbstschutz des Christentums nur allzu wünschenswert. Es ist in der That an der Zeit, daß die Kirche als solche dem Werke der Evangelisirung Israels genauere Beachtung schenkt als bisher und ihm die Basis verleiht, ohne die sein gesunder und erfolgreicher Betrieb unmöglich ist.

Auf die Frage: Was ist zu thun? antworten wir: Zu allererst ist dafür zu sorgen, daß die Juden, die von selbst nach der Taufe begehren, gehörig beobachtet und aufs sorgsamste unterrichtet werden, ehe die heilige Handlung vollzogen wird. Wenn unsre Informationen richtig sind, ist es vor nicht langer Zeit vorgekommen, daß ein Jude, der von zwei griechischen Geistlichen abgewiesen worden war und schließlich sich mit einer lutherischen Taufe, die ihm geringere Vorteile versprach als die griechische, begnügen wollte, in einer lutherischen Kirche Sachsens vierzehn Tage nach der Meldung die Taufe empfing. Solche Taufen, die mit Recht Anlaß zu öffentlichem Aergernis geben, müssen durch kirchliches Gesetz verboten werden. Es sollte eine Beobachtungsfrist von nicht unter sechs Monaten festgesetzt werden, innerhalb deren der Unterricht in der christlichen Heilswahrheit zu vollziehen ist. Da die Geistlichen der großen Städte, um die es sich hier vorzugsweise handelt, hierfür meist nicht die nötige Zeit haben, sollte eine organische Verbindung der Kirche mit der schon vorhandenen Judenmission hergestellt werden, damit diese im Auftrage und Namen der Kirche ordnungsgemäß die der Kirche obliegende Arbeit leiste.

Deshalb ist nicht nötig, daß die Judenmission dem Boden des freien Vereinswesens völlig entrissen werde, der für jetzt noch der den thatsächlichen Verhältnissen am besten ensprechende ist. Es genügt, wenn die Ausführung der von der Kirche der Mission überwiesenen Arbeit von der Kirche überwacht wird und sie dafür der Mission für ihr Werk die moralische Unterstützung gewährt, ohne die sie einem außerhalb der Umzäunung des Gartens stehenden edeln Pflänzlein gleicht, das jeder Vorübergehende ohne weiters zerzausen und zertreten darf. Wo aber keine Mission den Zwecken der Kirche zur Verfügung steht, muß eben die Kirche selbst dafür Sorge tragen, daß unter ihren Geistlichen solche gefunden werden, die Begabung und Zeit haben, jüdischen Katechumenen die nötige Sorgfalt zu widmen.

Schwieriger als der Unterricht der zur Taufe sich meldenden Juden ist ohne Zweifel das Zeugnis von Christo an die der Kirche noch völlig fern stehenden. Aber es kann doch innerhalb der Kirche darüber nicht zweierlei Meinung sein, daß solches Zeugnis geschehen müsse. Oder sollte es kein Vorwurf für die Kirche sein, wenn tausende von Juden vor Gottes Richterstuhl einmal werden sagen können, daß sie zwar inmitten der Christenheit geboren wurden, lebten und starben, daß aber auch kein einziger der zahlreichen Christen, mit denen sie verkehrten, auch nur den Versuch gemacht hat, ihnen das Evangelium bekannt oder besser verständlich zu machen.

Dafür, daß dies das Gewöhnliche ist und das Gegenteil eine seltene Ausnahme darstellt, sind gewiß die Pastoren nicht allein verantwortlich, aber sie tragen ihr Teil an der Verantwortung. Christliches Zeugnis an Juden muß auch von ihnen mehr gefordert, gepflegt und vorbildlicher Weise geübt werden. Es ist zwar üblich zu sagen, bei den deutschen Juden, die oft mit dem traditionellen Gesetz auch das Alte Testament, und mit dem Alten Testament jede positive Religion bei Seite gelegt haben, fehle der christlichen Verkündigung der nötige Anknüpfungspunkt und für das religiöse Gespräch die unumgängliche von beiden Seiten anerkannte Basis. Aber dies gilt doch nur für den, der meint, der Jude werde für Christus gewonnen durch einen rein verstandesmäßigen Weissagungsbeweis, der allerdings seinen Zweck verfehlt, wenn der Glaube an den göttlichen Ursprung der alttestamentlichen Weissagung und zugleich ein bestimmtes Verständnis derselben, wie es eben Eigentum des Christentums ist, bei dem Juden nicht vorhanden ist. In Wirklichkeit — und das sollte zumal für den lutherischen Christen ohne weiters feststehen — muß doch der Jude vor allen Dingen Christum als seinen Erlöser ergreifen lernen. Ob er in ihm gleichzeitig den sieht, der die den Vätern gegebene Verheißung erfüllt, ist nicht ebenso wichtig, und für gewöhnlich findet der dem Alten Testament entfremdete Jude erst durch Christus wieder den Weg zu dem alten heitigen Erbgute seines Volkes. Das zur Empfindung der eignen Leere und Haltlosigkeit gekommene Herz des sogenannten Reformjuden ist oft ein viel besser vorbereiteter Boden für das Evangelium als der Sinn des Altgläubigen, dem durch den praktischen Grundspitzfindige Behandlung aller religiösen Fragen, die von ihm in bloße Rechtsfragen verwandelt werden, jede natürliche Empfindung und jedes stille Verharren bei den praktischen Grundfragen der Religion verloren gegangen sind. Die bei vielen Altgläubigen vorhandene größere Geneigtheit, auf eine religiöse Debatte einzugehen, hat häufig nur in dem Wunsche ihren Grund, Scharfsinn und dialektische Gewandheit zu entfalten, ohne daß auch nur eine Spur von ernstem religiösen Bedürfnis vorhanden wäre.

So wenig es uns erlaubt ist, die mit dem Christentum und jeder Religion zerfallenen Glieder unsers eigenen Volkes aufzugeben, so wenig haben wir ein Recht, den Juden unsers Landes unser christliches Zeugnis vorzuenthalten. Hier wir dort müssen die wunden Punkte von Herz und Gewissen mit vorsichtig tastender Hand gesucht werden, damit das heilende Oel da eingeträufelt werden könne, wo es seine Kraft allein zu bethätigen im Stande ist. Echte christliche Liebe lehrt die Gelegenheiten zum Zeugnisse finden, ausdauernde Erfahrung allein macht weise und geübt in der Wahl des Wortes.

In diesem Zusammenhange möchten wir die Leser aufmerksam machen auf die vielen gewiß schon wohlbekannte Zeitschrift „Nathanael," die Professor D. Herm. L. Strack in Berlin seit 1885 herausgiebt.*) Unter den deutschen Zeitschriften für Judenmission ist „Nathanael" die einzige, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, der Mission der deuschen Kirche an den deutschen Juden vorzugsweise zu dienen. Zu diesem Ende sucht sie, unter Voraussetzung eines gebideten, aber nicht geradezu eines gelehrten Leserkreises, über die religiöse Gedankenwelt des Judentums in alter und neuer Zeit zu belehren, sie orientirt über die wichtigsten Ereignisse auf dem weiten Missionsgebiete mit möglichst vorsichtiger Ausscheidung des Ungewissen oder überhaupt für öffentliche Besprechung nicht Geeigneten, sie bietet statt der „Missionsgeschichten," die so oft zweifelhafter Natur sind, Proselytenbiographien, deren Abschluß dafür bürgt, daß die einzelnen interessanten Momente nicht nur von vorübergehender Bedeutung waren, sie erteilt Ratschläge für den Unterricht und die Seelsorge jüdischer Katechumenen. Der abgeschlossen vorliegende siebente Jahrgang des „Nathanael" mag dies illustriren. Er enthält Aufsätze über die rechtliche Stellung der Juden im römischen Reiche und über ihre Geschichte in England während des dreizehnten Jahrhunderts, über die Soteriologie des neueren Judentums, er giebt einen Ueberblick über den religiösen Zustand der Juden, einen Abriß der Geschichte der Judenmission, eine Darstellung ihrer Theorie und Praxis, ein Wort der Abwehr wider die neuerdings von Leipzig aus gelehrte Methode, eine Zurückweisung des Berliner Professors Berner, der, obwohl selbst Christ, bei einem Vergleiche von Christentum und Judentum unverhohlen dem letzteren den Vorzug gab, eine kurze Biographie des in England im vorigen Jahr gestorbenen Dr. theol. Adolf Saphir, einen Bericht über die Verbreitung des Neuen Testaments unter den Juden Rußlands, einer Mitteilung über die einzigartige Konferenz von Juden und Christen, die im November 1890 in Chicago tagte, endlich kürzere Nachrichten aus den verschiedensten Gebieten der Mission.

Ebenso wie die neulich in diesen Blättern besprochene treffliche Missionszeitschrift D. Warnecks überall da zu finden sein sollte, wo echter Missionssinn und tieferes Missionsverständnis gepflegt werden, so sollte die auf dem Judenmissions-

*) „Nathanael", Zeitschrift für die Arbeit der evangl. Kirche an Israel. Jährlich 6 Hefte. Abonnementspreis 1,25 Mark. Ev. Vereinsbuchhandlung, Berlin SW., Oranienstr. 105.

gebiete ungefähr dieselbe Stellung einnehmende Zeitschrift Professor Stracks von denen gelesen werden, die mit uns darin einer Meinung sind, daß die christliche Welt Deutschlands die jüdischen „Eindringlinge“ nicht verdrängen, sondern mit dem Schwerte des Geistes in der Hand für Gottes ewiges Evangelium erobern soll. Echter Missionssinn bethätigt sich allenthalben, wo das Bedürfnis der erlösenden Wahrheit vorhanden ist. Wer die Nächststehenden liegen läßt, um sich den Entfernten zuzuwenden, hat die Probe nicht bestanden, und es gilt das Wort des Apostels Johannes (1. Joh. 4, 21): „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“ D

Vom dritten Evangelisch-sozialen Kongreß

1

Wir haben des dritten Evangelisch-sozialen Kongresses im voraus so eingehend gedacht, daß wir uns mit unserm Bericht kürzer fassen dürfen. Die epische Breite und Treue des Chronisten wollen unsre Freunde in den Spalten der „Chronik“ suchen; hier handelt es sich um die Wiedergabe einiger persönlichen Eindrücke mit Rücksicht auf das besondre Interesse unsers Leserkreises.

Der Kongreß war am ersten Tage von 3—400, am zweiten von 7—800 Personen besucht. Die Verhandlungen verliefen in großer Einmütigkeit; von jenem Ringen der verschiednen Richtungen miteinander, wie es den frühern Kongressen ihr besondres Leben und Interesse gab, war kaum etwas zu spüren. Am ersten Tage hielt Hofprediger Stöcker, am zweiten Pastor Sulze aus Dresden das Morgengebet!

Von den Vorträgen wird ohne Zweifel der des Vereinsgeistlichen Naumann aus Frankfurt a. M. am meisten von sich reden machen. Hier fehlte es nicht an Kopfschütteln und Widerspruch; aber jeder empfand seine freie, rücksichtslose Aussprache als eine entschiedne Förderung. Christentum und Familie, ein Thema scheinbar allein für fromme und erbauliche Reden, wurde hier zu einer Parole gegenüber der Sozialdemokratie und zu einem Apell an das soziale Gewissen eines jeden Christen, vor allem aber auch zu einem Streitruf für die Theoretiker unter den Theologen. Von der Familie, so begann der Redner, sei unendlich viel im Namen des Christentums geredet und geschrieben worden, gemeinhin so, daß man ein Ideal aufgestellt, die Lieblichkeit eines rechten Familienlebens gepriesen, erschütternde Bilder eines zerrütteten Familienlebens als dunkeln Grund dahintergemalt habe. Dabei that man, als stünde es bei dem guten Willen des Einzelnen, eine solche ideale Familie aufzubauen, und verkannte ganz, daß unzähligen unsrer Volks- und Gemeindegenossen die wirtschaftlichen Voraussetzungen dazu fehlen. Man weckte und nährte so den Anschein, als wäre das Christentum eine Sache nur für die, die Geld haben.

Dem gegenüber will nun Naumann einmal fragen: welches das unbedingt Notwendige sei, die absolut unentbehrlichen Voraussetzungen zu einem Familiendasein, das wir als Christen verlangen müssen und anerkennen können. Er will nicht, wie bisher geschehen, Maximalforderungen an die Familie erheben, sondern die Minimalforderungen für die Existenz einer christlichen Familie feststellen. Es sind das aber einmal sittliche Forderungen, die wir behaupten und vertreten müssen gegenüber denen, die auch in der Ehe und Familienfrage nichts weiter kennen als wirtschaftliche Entwicklungen und Notwendigkeiten; es sind zum andern wirtschaftliche Forderungen, weil ohne die Erfüllung gewisser wirtschaftlicher Bedingungen die religiös-sittliche Aufgabe der Familie nicht zu lösen ist. Die Wechselbeziehung von Religion und Wirtschaftsleben zu klären, lehrhaft festzustellen gehört ja zu den wichtigsten Arbeiten, die gethan werden müssen, insbesondre zu den obersten Aufgaben des Kongresses. Denn wir müssen endlich Klarheit darüber haben: wo ist es religiöse Pflicht, im Namen des Christentums fordernd und protestirend in die Entwicklung unsrer wirtschaftlichen Zustände einzugreifen. Ein Stück dieser Erkenntnis zu Tage fördern will der Vortrag.

Der thatsächliche Gang unsers Wirtschaftslebens hat eine wachsende Zersetzung der Familie zur Folge gehabt. Diesen Zersetzungsprozeß möchte die sozialdemokratische Lehre von Ehe und Familie vollenden.

Was ist dagegen zu thun? In einem hohen Maße sind die Veränderungen, die die Familie als soziale Größe im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, vom christlichen Standpunkte völlig unbedenklich. Wenn das Los der Frau sich dahin wandelt, daß sie immer mehr die dem Manne gleichberechtigte Teilnehmerin an der Volksarbeit wird, so ist dagegen prinzipiell nichts zu sagen. Wie das Wort Gal. 4, 28 sich auf sozialem Gebiet am Sklaven erfüllt hat, warum soll es sich nicht ebenso an der Frau erfüllen? Aber welches sind dann die festen Pfeiler der Familie, an denen wir als Christen um keinen Preis rütteln lassen dürfen? Es sind zwei: 1. die Lebenslänglichkeit der Ehe, 2. die wirkliche Erziehung der Kinder durch die Eltern.

Seinen Beweis führte der Redner in der Weise, daß er die Erziehung und Erzeugung von Kindern als den alleinigen Hauptzweck der Ehe behauptete und von da aus die Notwendigkeit ihrer lebenslänglichen Dauer folgerte. Hier setzte er sich scharf mit den theologischen Ethikern auseinander, die den sozialen Zweck der Ehe, ihre Bedeutung für die Gesamtheit, bei ihrer Begriffsbestimmung der Ehe nicht berücksichtigen. Hier war er sich bewußt, den meisten Widerspruch zu finden, und hier formulirte er darum seine Ansichten am herausforderndsten. Er wandte sich insbesondre auch, was gerade unsre Leser interessiren wird, gegen die Liebes- und Seelengemeinschaften im Goethischen Sinne, erinnerte daran, daß Bebel sich auf Goethe berufe, und beschuldigte wie diese Goethische Richtung, so auch unsre theologischen Ethiker, daß sie mit ihrem individualistischen Ehebegriff einen unchristlichen Standpunkt der Selbstgenügsamkeit und Selbstsucht vertreten. Die Ehe als göttliche Institution, als Schöpfungsordnung hat keinen andern Zweck als die Aufgabe harmonischer Kindererziehung: darum muß sie Einehe sein, darum lebenslänglich. Jede Generation von Christen hat die Aufgabe, an der Weltverklärung zu arbeiten, folglich auch die, eine neue Generation zu schaffen, die als Kämpfer Gottes gegen Leid und Sünde in der Welt ihr Werk fortsetzt. Uebernahme der Kindererziehung durch den Staat oder dergleichen wäre der Tod alles innern Fortschritts. Dieser ruht auf der Familie, und diese auf Grund der monogamischen, lebenslänglichen Ehe; ist darum als eine unumstößliche Forderung der Gesamtheit an die Familie von allen anzuerkennen und zu behaupten, die diesen innern Fortschritt der Welt zum Reiche Gottes wollen.

Der Redner forderte nun weiter eine offne volksmäßige Behandlung der Ehefrage unter diesem sozialen Gesichtspunkte, daß nämlich die Kinder den Ehezweck ausmachen, und er forderte Beseitigung der Hindernisse, die der Erfüllung dieses Zweckes im Wege stehen. Alles, insbesondre unsre wirtschaftlichen Zustände, müssen daraufhin eingerichtet werden, daß die Eheleute imstande sind, ihre Kinder zu Menschen und Christen heranzubilden. Bis zum achtzehnten Lebensjahr muß jedes Glied des heranwachsenden Geschlechts seine Erzieher haben; so weit zum mindesten muß die elterliche Gewalt reichen. Die Eltern müssen die Möglichkeit ihrer geistig-sittlichen Weiterbildung haben; hierzu wie zum Werke der Kinderzucht überhaupt ist eine angemessne Begrenzung der Arbeitszeit notwendig. Die allerwichtigste wirtschaftliche Vorbedingung für die Kindererziehung in der Familie ist aber ein genügender Wohnraum für die Familie und die freie Verfügung über einen gewissen häuslichen Besitz. Die Stellung zur Wohnungsfrage erklärt Naumann für den Prüfstein, ob unsre ganze evangelische soziale Bewegung lebensfähig ist: kommen wir da nicht zu festen Forderungen, zu einer wirklichen Aktion, so taugt unser ganzes Vorgehen nicht viel. Er stellt uns dabei eine schließliche Verbrüderung mit der Bodenbesitzreformbewegung in Aussicht. Endlich aber fordert er wirtschaftliche Erleichterungen für die Familie bei wachsender Kinderzahl; die Behandlung, die jetzt der Kindersegen durch die Gesamtheit erfahre, sei eine Verhöhnung des Zwecks der Ehe.

Dies in recht freier Wiedergabe die Hauptpunkte des Naumannschen Vortrags, wie sie sich mir eingeprägt haben.

Die Debatte war lebhaft. Eine Reihe von Redner glaubten gegen die Einseitigkeit der vorgetragnen Ansicht protestiren zu müssen. Hatte sich Naumann auf 1. Mos. 1, 28 gestellt, so führte Pfarrer **Weber** von München-Gladbach 1. Mos. 2, 18 (Es ist nicht gut u. s. w.), Geheimrat **Lipsius** von Jena Matth. 19, 6 (Was Gott zusammengefügt u. s. w.) ins Feld, beide die gegenseitige Ergänzung der Ehegatten als den Hauptzweck der Ehe betonend, der, ganz abgesehen von Kinderzeugung und Kindererziehung, eine volle, ganze und rechte Ehe konstituire. Pastor **Baltzer** aus Lunow wollte an Eph. 5, 22 (Die Weiber seien unterthan u. s. w.) nicht gedeutelt und gerüttelt haben. Pastor **Rahlenbeck** vermißte überhaupt an dem ganzen Vortrag eine stärkere Heranziehung der Offenbarungsworte aus der heiligen Schrift: wäre diese beliebt worden, so hätte Gal. 3, 28 (Hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib) nicht so mißdeutet, das Verhältnis von Weib und Mann nicht mit dem von Sklaven und Freien in eine Linie gerückt werden können. **Naumann** antwortete auf diese biblischen Vorhalte sehr schlagfertig mit der Frage, was man denn mit einem Spruche mache, wie 1. Kor. 7, 38 (Wer nicht verheiratet, thut besser?) und berief sich für seine Parallele von der Frauenmanzipation mit der Sklavenemanzipation auf die Parallele von Eph. 6, 5 zu Eph. 5, 22 (hier: als dem Herrn, dort: als Christo). Derlei Fragen können aber durch Anführung einzelner Bibelsprüche niemals gelichtet werden. Wenn unsre Leser sich der Verhandlungen erinnern, die im vorigen Jahre in diesen Spalten über die Frauenfrage stattfanden. (vgl. Nr. 43; 44; 47), werden sie davon noch den deutlichsten Eindruck haben. Mir scheint aber an der Zeit, auf einem der nächsten Kongresse die Frage zu behandeln, **inwieweit die Heilige Schrift**, insbesondere des neuen Testaments, **für wirtschaftliche soziale Fragen maßgebend sei.**

Die Frage der kinderlosen Ehen wurde mit Recht in der Diskussion kaum gestreift. Daß eine solche Ehe unter dem sozialen Gesichtspunkte das für die Gesamtheit nicht leistet, wozu der Schöpfer sie geordnet hat, ist klar. Durch Annahme fremder unversorgter Kinder werden solche Eheleute diesen Mangel an ihrem Teil aufheben können; sind sie darin irgendwie verhindert, so schließt eben die Kinderlosigkeit für Christen ihre besondre moralische Aufgabe ein, die sie zu ihrem eignen und zu der Gesamtheit zu lösen haben. Darauf näher einzugehen würde uns hier zu weit führen. Auch die Frage, ob wirtschaftliche Einrichtungen den Kindersegen ehren und belohnen sollen, wurde nur von Geheimrat **Wagner** aufgegriffen, der sich sehr entschieden gegen die Entlastung der kinderreichen Familien erklärte (mit der übrigens das neue preußische Einkommensteuergesetz einen Anfang gemacht habe): Eltern sollen die Verantwortung tragen für die Kinder, die sie haben! Pastor **Philipps** aus Berlin trat ganz im allgemeinen für die offne Art ein, mit der Naumann das vorliegende Problem angefaßt habe; aus seiner Mitarbeit am Kampfe gegen die Unsittlichkeit wisse er, welch ein wunder Punkt hier vorliege, und die Prüderie, mit der die heutige Gesellschaft daran vorübergeht, sei empörend.*) Uebrigens sei nach seiner Erfahrung die einzige Sache, über die man mit Erfolg zu Sozialdemokraten reden, von der aus man an sie herankommen, sie ihres Irrtums überführen könne, die Kindererziehung. Endlich sprach Rechtsanwalt **Bleicken** aus Altona unter lebhafter Zustimmung des Geheimrats Wagner und des Pastors Naumann über die privatrechtliche Seite der Ehefrage. Er führte aus, daß jetzt das ganze Wohnungswesen vom Standpunkte des Grundstücksbesitzers aus aufgefaßt sei, als Eigentum. Eigentum oder Ehe? das sei hier die Frage. Die gesamte Güterverteilung geschieht nach Marktgesetzen, nicht nach Familienbedürfnis; das muß anders werden; im Privatrecht muß nicht das Eigentum, sondern die in ihrer christlichen, sozialen Bedeutung erfaßte Ehe das Beherrschende sein. Die neuere Gesetzgebung über Jugendliche ist der beginnende Kampf der Familie gegen das Eigentum. Ja, sagte Professor **Wagner**, in Privatrecht, da liegt der Hase in Pfeffer. Wir kommen mit der sozialen Reform nicht vorwärts ohne starke Eingriffe in die privatrechlichen Verhältnisse. Wohnungsnot führt uns auf den Grundstückswucher. Das städtische Immobil ist zum Mobil der Spekulation entartet. Wie mächtig das Sonderinteresse des Besitzers heute noch ist, hat das Schicksal der Bauordnung des Landrats Stubenrauch für die Berliner Vororte bewiesen. Naumanns Forderungen in dieser Richtung enthielten das ganze große Problem; aber sofern er nur Forderungen aufgestellt, nicht die Wege zu einer praktischen Neuordnung gewiesen, habe ihn, Wagner, der Schluß seines Vortrags nicht befriedigt. Pastor **Naumann** lehnte ab, daß solche praktische Reformen vorzuschlagen seine Sache gewesen sei, und bekannte sich mit noch deutlichern Worten, als im Vortrage selbst, in dieser Schlußrede zur Bodenreform. Hofprediger **Stöcker** schob die Lösung der Wohnungsfrage durchaus dem Staate zu. Habe er hundert Millionen zum Ankauf polnischer Rittergüter bewilligt, so sollten ihm tausend Millionen nicht zu viel sein, um dem Volke Luft und Licht zu schaffen. Man könne sittliche Zustände nicht in die Luft bauen; die christliche Familie bedürfe einer materiellen Basis.

Man darf sagen, daß durch diesen ersten Vortrag und die sich anschließende Debatte unserm dritten Kongreß seine Physiognomie gegeben, sein Erfolg gesichert war. R

*) Bei dieser Gelegenheit seien warm empfohlen die „**Verhandlungen der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine** vom 14. und 15. Oktober 1891 zu Dresden. Berlin 1892, Selbstverlag des deutschen Sittlichkeitsverein Oranienstraße 104.“ 1 Mark. Ferner „**Streitfragen.** Wissenschaftliches Fachorgan der deutschen Sittlichkeitvereine. Red. Pastor Philipps, Berlin.“ Heft 1 und 2, je 50 Pfg. Ebenda 1892.

Verschiedenes

(Unglück besteuert) Im Königreich Sachsen existirt ein Gesetz, das, wenn es bei dem kleinen Manne zur Anwendung kommt, unsäglich verbitternd auf ihn wirkt. Es ist die Notschlachtsteuer. Wenn dem armen Kleinbauern seine einzige Kuh oder von seinen zweien die eine verunglückt und aus Not geschlachtet werden muß, erhebt der Staat dafür 6 Mark Steuer. Man bedenke, die Kuh war vielleicht 300 Mark wert und sinkt durch den Notstich in ihrem Preise bis auf 90, ja 60 Mark; zu diesem Verlust und zu der ganzen Aufregung über den Unglücksfall kommt noch die Forderung des Staates! Wiederholt hat sich der Landtag mit dieser unglücklichen Abgabe befaßt, aber sie besteht fort, obwohl es sich um den geringen Betrag von 30000 Mark handelt. Es heißt, die Abschaffung der Notschlachtsteuer würde Hinterziehung der gemeinen Schlachtsteuer (im obigen Falle 12 Mark) im Gefolge haben. Dem ließen sich gewiß Riegel vorschieben; aber seis drum: alle die Wohlthaten, die eine neuere Gesetzgebung dem kleinen Mann ausdrängt, alle Arbeiterfreundlichkeit der Regierung, an die zu glauben dem Volke ohnedies so schwer fällt, sind völlig wirkungslos, wenn derlei unnötige Härten nebenher weiter gepflegt werden. Diese sächsische Notschlachtsteuer hat eine nicht wegzuleugnende Aehnlichkeit mit dem Todfall, der einst in den Forderungen der Bauern eine so große Rolle spielte: dort wie hier wird das Unglück, das jemanden betrifft, die Veranlassung, von ihm eine Abgabe zu erheben. In unserm „sozialen“ Zeitalter ist das unerträglich. R

(Unbedachte Geschwätzigkeit) hat jüngst in der Kölnischen Zeitung Aeußerungen des Fürsten Bismarck über das Trinken veröffentlicht, die in der Parole gipfelten: „Wir nordischen Völker bedürfen eines Aufgusses.“ Wir machen für diese Worte, deren Inhalt übrigens praktisch und wissenschaftlich zur Genüge widerlegt ist, viel weniger den Fürsten Bismarck verantwortlich als den Berichterstatter. Wozu alles weiter plaudern, wozu gedankenlos in alle Winde hinausrufen, was im vertrauten Kreise der Ausfluß einer liebenswürdigen scherzhaften Laune sein mag, aber auf der Gasse nur der Leidenschaft und dem Laster willkommene Deckung liefert! Daß Fürst Bismarck seinen Cognac jederzeit geliebt hat, weiß man, und daß viele Menschen viel vertragen, weiß man auch. Gleichwohl ist die Zeit gekommen, wo auch Fürst Bismarck seiner Gewohnheit hat Schranken auferlegen müssen. Und nun solche Bismarckworte ins Volk hinauswerfen, heißt doch der an sich genug schwierigen Arbeit an unserm Volk, ihm die Unsitte und den Unsegen des Trinkens abzugewöhnen, leichtfertig Steine in den Weg legen. Der Trunkenbold, der seine Wirtschaft zu Grunde richtet, seine Familie unglücklich macht, im Verbrechen endet — diese typische Figur in Stadt und Land, das ist die Kehrseite der Medaille, die uns der allzu geschwätzige Bismarckfreund zu unsrer Erheiterung vorzeigt. Mehr Herz fürs Volk! dann wird manche lustige Trinkgeschichte verstummen. R

(Zur Sonntagsheiligung) Folgende Kundgebung eines Berliner Gemeindekirchenrats scheint uns zeitgemäß und nachahmenswert:

„**Haltet den Sonntag heilig!**

Diese ebenso herzliche wie dringende Bitte richten wir in dem gegenwärtigen Augenblick an alle Mitglieder unsrer Gemeinde.

Vom 1. April d. J. ab ist durch die Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni v. J. weiten Kreisen unsers Volkes eine größere Sonntagsruhe gewährt oder doch in sichere Aussicht gestellt.

Wir begrüßen diese Wendung mit dankbarer Freude als einen Gewinn für jeden Einzelnen wie für die Pflege des Familienlebens. Aber auch für das kirchliche Leben erhoffen wir von der neuen Ordnung einen kräftigen Aufschwung und bleibenden Segen.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn. Von jeher versammelt sich die christliche Gemeinde an diesem Tage im Gotteshause. Aber wie oft mußte man bisher dem Einwand begegnen: „Ich habe keine Zeit, um in die Kirche zu gehen." Dieser Einwand fällt in Zukunft dahin. Allen Gliedern der Gemeinde ist Gelegenheit gegeben, ob Hoch oder Niedrig, Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, Meister oder Lehrling, Jung oder Alt, am Gottesdienste teilzunehmen.

Nunmehr wird es zur heiligen Pflicht, von dieser Gelegenheit gewissenhaften Gebrauch zu machen. Ein jeder gehe mit christlichem Beispiel voran und halte auch die Seinen, insonderheit die ihm anvertraute Jugend, zum fleißigen Besuch der Gottesdienste an. Es gilt dem Wort Gottes zu seiner Wirkung zu verhelfen. Es gilt die Freuden des Sonntags zu adeln durch die Erhebung der Seele zum Ewigen. Es gilt die christliche Sonntagsfeier, die vielfach verloren gegangen ist, unserm Volke wieder zurückzugewinnen — nicht als einen Zwang, der unwillig ertragen wird, sondern als segensreiche Sitte, die dem freien Trieb, dem lebendigen Bedürfnis der Gott geschaffnen Seele entspringt. Darum bitten wir noch einmal so herzlich als dringend:

Haltet den Sonntag heilig!

Berlin, Ostern 1892. Der Gemeindekirchenrat von St. Marien."

(Unsre politischen Parteien und das Christentum) Wir lesen in Nr. 15 der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung: „Wie bei uns die Dinge liegen, sind die politischen Parteien zugleich religiöse Richtungen, die Sozialdemokratie Gotteshaß, der Fortschritt Kirchenhaß, der Liberalismus Konfessionshaß." — Die Kennzeichnung breiter Menschengruppen nach ihrem religiösen Stande mit so kurzen Schlag- und Stichworten hat immer ihr Mißliches. Aber dies vorbehalten, müssen wir sagen, etwas Wahres ist leider an dem Gesagten. In Preußen, im Norden und Osten Deutschlands besteht eine merkwürdige Verschwisterung zwischen den kirchlichen und politischen Parteien. Sie wird ebenso von der kirchlichen Rechten wie von der kirchlichen Linken gebilligt und als selbstverständlich beurteilt. Aber schon für Preußen wird dieses Verhältnis der Parteien durch die zugehörigen Personen vielfach durchbrochen. Es giebt Sozialdemokraten genug, die an Gott glauben, Deutschfreisinnige, die ihre Kirche lieb haben, Nationalliberale, die auf Konfession halten. Hier aber muß nach unsrer Ueberzeugung eine wahrhaft evangelische Kirchenpolitik einsetzen und ihre erste Aufgabe darin sehen, den Bann zu brechen, der infolge jenes leidigen Parallelismus des kirchlichen und politischen Parteiwesens auf dem kirchlichen Leben lastet. Was in Süd- und Mitteldeutschland Gott sei Dank! vielfach Wirklichkeit, in Preußen wenigstens nicht unerhört ist, muß zum Grundsatz werden: die gegenseitige Unabhängigkeit der politischen und kirchlichen Richtungen. Wir unsrerseits werden immer eine heilige Aufgabe darin sehen, auch dem politisch Liberalen und Radikalen die Möglichkeit, ein ernster Christ zu sein, zuzuerkennen und zu schaffen. R

(Christi Kreuzigung und das Zedlitzsche Volksschulgesetz) Es wird nachgerade unmöglich, zu der verletzenden Parallele zu schweigen, die preußische konservative Blätter immer wieder zwischen der Kreuzigung unsers Herrn Christus und dem Schicksal des Zedlitzschen Volksschulgesetzes ziehen. Wenn dieser Vergleich einmal im Eifer der Rede sich in die Klage um die gefallene Vorlage einschleicht, so ist das zu entschuldigen; wenn aber jene Tagesblätter, die für sich die Vertretung des Christentums ausdrücklich in Anspruch nehmen, ihn zum Thema ihrer Leitartikel machen, noch dazu am Karfreitag, so ist es Pflicht der kirchlichen Presse, das mit aller Entschiedenheit zu mißbilligen. Sowohl die Kreuzzeitung (Nr. 178) als der Reichsbote (Nr. 90) haben dies gethan, andern kleinern Blättern zum bösen Vorbilde, und damit ein besonders auffälliges Beispiel jener Vermischung und Verwechslung religiöser und politischer Sachen gegeben, die wir im Interesse des Evangeliums nur beklagen und perhorreszieren können. Man überdenke folgende Worte in dem „Karfreitag" betitelten Artikel des Reichsboten:

„Wie damals die Hohenpriester das Volk verleiteten, Christum zu verwerfen und sich Barrabas zu erwählen, so suchte kürzlich die judenliberale Presse bei der Agitation gegen das Schulgesetz unser christliches Volk zu verleiten, mit der konfessionellen Volksschule Christum zu verwerfen und sich in der »Religion der Moral«, dem »natürlichen Religion«, dem »neuen freien Glauben« den Barrabas zu erwählen. Das war eine verhängnisvolle Stunde in dieser heiligen Passionszeit. Gottlob dürfen wir sagen, daß doch wohl sehr viele von denen, welche gegen das Schulgesetz waren, die Sache nicht im Sinne jener Presse auffaßten, und vor allem ist unser König weit davon entfernt, in diesem Sinne das Gesetz fallen gelassen zu haben. Der König will nach wie vor die christliche konfessionelle Schule, deren Mittelpunkt Christus ist. Aber um so mehr halten wir es für geboten, daß das Gesetz in diesem Sinne von neuem dem Landtage vorgelegt werde. Auch nicht der Schein jener verhängnisvollen Wahl von Gabbatha darf auf unserm Volke liegen bleiben.

Wir wollen nicht teilhaft werden der Sünde der Juden. Diese Agitation darf unser Volk nicht in ihre Sünde und in ihr Verderben hineinreißen. Aber es ist hohe Zeit, daß unser Volk seine Augen aufmacht und die Gefahr erkennt, welche ihm von jener Seite droht. Es sollten deshalb die christlichen Gemeinden in Petitionen an den Kultusminister laut ihre Stimme erheben, daß das Schulgesetz im Sinne der klaren bestimmten konfessionellen christlichen Schule in der nächsten Session dem Landtage wieder vorgelegt werden muß!"

Auch die Osterartikel konnten sich ähnlicher Aeußerungen nicht enthalten. Der Schmerz über das Scheitern des Zedlitzschen Gesetzes giebt sich in Worten und Tönen kund, die zu dem Geiste unsers Herrn Christus wahrlich nicht stimmen. Der Entwurf ist, so scheint es, das neueste Bekenntnis der Rechtgläubigkeit in Preußen geworden; ob man ihn annimmt oder nicht, danach wird man zu den Christen gerechnet oder zu den Unchristen. Wir müssen dem gegenüber immer wieder die nüchterne Frage stellen, ob die Anhänger des unveränderten Entwurfs auf Seiten der konservativen Partei nicht auch, wenn es so weit gekommen wäre, für den Goßlerschen Entwurf gestimmt haben würden? Und wir müssen es als eine schädliche Uebertreibung kennzeichnen, wenn man die Niederlage des Entwurfs so schlechthin als eine Niederlage des Christentums hinstellt. Dies Grollen und Schelten der christlich-konservativen Presse verrät entweder egoistische Hintergedanken oder Kleinglauben. R

(Stöcker zu Moltkes Trostgedanken) Moltkes Trostgedanken sind viel zu wichtig für die Kenntnis der religiösen Meinung unsrer Gebildeten und unsre Auseinandersetzung mit ihr, als daß wir nicht eingehend darauf zurückkommen sollten. Heute geben wir eine „Erinnerung" Stöckers über „Moltke und das Christentum" wieder, die um so größern Interesses sicher ist, als er es war, der einst die Worte: „Der Kaiser glaubt, Bismarck glaubt, Moltke glaubt!" zu gunsten des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses gesprochen hat. Seine Mitteilungen sind auch sonst in verschiedenster Hinsicht lesenswert; Bemerkungen, die sich uns vielfach aufdrängen wollen, unterdrücken wir.

„Der verstorbne Feldmarschall hat durch seine hinterlassnen Aufzeichnungen der Welt offenbar gemacht, daß er kein Christ im orthodoxen Sinne des Wortes war. Früher ist er dafür gehalten; ich selbst habe ihn im Jahre 1877 auf der Kreissynode Berlin-Köln-Stadt neben Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck als einen gläubigen Christen bezeichnet: damals wußte ich es nicht anders. Im Oberlinverein hatte ich ihn kennen gelernt; er war der erste Vorsitzende dieser Gemeinschaft, welche gegenüber dem humanistischen Kindergarten Fröbels die christliche Kleinkinderschule auf den Leuchter stellte. Auch war bekannt, daß er die Gottesdienste des seligen Stahn besuchte, und ich hörte einmal diesen bekenntnistreuen Zeugen sagen, daß Moltke ein kirchlicher Mann sei. Als auf jener Synode der Ansturm gegen das apostolische Glaubensbekenntnis geschah, als dabei zwischen dem Glauben des kleinen Mannes und dem der Gebildeten ein böser Unterschied gemacht wurde, nannte ich den großen Feldherrn einen positiven Christen und sagte in voller Ueberzeugung: Moltke glaubt. Das sollte keine Deckung unsers Standpunktes durch die Großen dieser Welt sein, sondern nur eine Abwehr der unberechtigten Anschauung, als könnten hohe Geister der Bibellehre nicht zustimmen. Wer mich kennt, der weiß, daß mir nichts verhaßter ist, als wenn man die Großen dieser Welt gleich zu Apologeten des Christentums macht, falls sie einmal ein religiös klingendes Wort sagen. In Bezug auf den Kaiser und seinen Kanzler war es übrigens kein Irrtum, was ich aussprach: jener war, dieser ist ein überzeugter Christ, beide stehend auf den Heilsthatsachen der Menschwerdung Gottes und der Auferstehung Christi. Moltke war unzweifelhaft von andrer Geistesart; nach seinen Aeußerungen kann man ihn nur für einen Deisten halten. Als ich im Jahre 1890 in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung zum neunzigsten Geburtstag des greisen Generals ein Begrüßungswort schrieb, habe ich von seinem Glauben nicht mehr geredet. Ich hatte inzwischen seinen Standpunkt besser kennen gelernt und denselben, wenn davon die Rede war, als den eines christlichen Moralismus bezeichnet. Vielen erschien dies unbegreiflich; sie hielten Moltke, als verstehe sich das von selbst, für einen positiven Christen. Das war er nicht. Eines Tages erhielt ich dafür den deutlichsten Beweis. Eben dies ist die Erinnerung, die ich erzählen will. — Jahre hindurch hatte ich mit Moltke in Sachen des Oberlinvereins viel zu thun. Die Geschäfte, welche seine Zustimmung und Unterschrift forderten, führten mich oft persönlich zu ihm. Und ich muß ihm noch über das Grab hinaus nachrühmen, daß er an den Arbeiten des Vereins im großen wie im kleinen die lebhafteste Teilnahme bewies. Jeden Entwurf zu einem Schriftstück, das er zu unterzeichnen hatte, sah er genau durch, überdachte auch die einzelnen Worte und verbesserte zuweilen unscheinbare Dinge mit der größten Sorgfalt. Natürlich kam bei solchen Unterredungen das Gespräch auch auf die Grundsätze des Vereins; einmal ging es besonders in die Tiefe. Ich verteidigte die Notwendigkeit der Offenbarung, die Wahrheit der Bibel, die Gottheit Christi, kurz die Grundlage des kirchlichen Christentums. Moltke zog sich auf die erhabene Moral des Christentums zurück und betonte die Schönheit der Bergpredigt. Ich erwiederte ihm, Moral sei noch keine Religion, vielmehr sei es eins der gesichertsten Ergebnisse der Religionswissenschaft, daß Religion und Moral, obwohl vielfach sich berührend, doch prinzipiell verschieden seien, jene die Beziehung auf Gott, diese das Verhältnis zur Sittlichkeit. Ich merkte, daß dem Feldmarschall ein fremder Gedanke sei und bot ihm ein Buch an, aus dem er sich darüber unterrichten könne, worin das Wesen der Religion bestehe. Er meinte, viel Zeit habe er zu solchen Studien nicht; aber gerne wolle er darüber etwas Orientirendes lesen. Nach wenigen Tagen brachte ich ihm den ersten Teil der apologetischen Vorträge D. Luthardts.*) Es vergingen wohl sechs Wochen, bis er dies Buch durchstudirt hatte. Dann gab er mir dasselbe mit den Worten zurück: das sei ein geistvolles Buch; so

*) Hierzu können wir uns nicht versagen, auf Nr. 22 Sp. 443 ff. des Jahrgangs 1889 hinzuweisen. D H

müsse man das Christentum verteidigen, wenn man die Waffen der heutigen Bildung anwenden wolle. Zu andern Ueberzeugungen hatte ihn die Lektüre Luthardts nicht geführt. Als ich sein geistiges Vermächtnis las, traten mir jene Stunden lebendig vor die Seele. — Aber im Grunde habe ich mich über die religiöse Stellung des bedeutenden Mannes nicht gewundert. In meiner pfarramtlichen Thätigkeit sind mir viele hochgebildete Geister seines Gleichen begegnet, die ihren religiösen Unterricht am Anfang des Jahrhunderts von rationalistischen Geistlichen, ihre Erziehung von aufgeklärten Eltern oder in freigeistiger Umgebung, ihre Bildung aus der deistischen Zeitströmung empfangen hatten. Wer mit solchen Männern Umgang gepflogen hat, der weiß, daß die neue religiöse Gedankenwelt, wie sie durch Schleiermacher angekündigt, durch die gläubige Theologie begründet wurde, bei ihnen kein Verständnis fand. Sie haben im Rationalismus ihr Leben geführt, sie sind im Rationalismus gestorben; dabei waren sie Persönlichkeiten von strengem Ernst, hoher Sittenreinheit, starkem Pflichtgefühl. Aber der Glaube, der überhaupt nicht jedermanns Ding ist, war ganz und gar nicht ihre Sache. Wenn sie drüben in der Ewigkeit ankommen — so muß ich immer denken — wird es ihnen wie Schuppen von den Augen fallen, und sie selbst werden erstaunen, daß sie für das unsichtbare Gottesreich hier unten so blind waren. — Eins ist dabei besonders merkwürdig. Charaktere dieser Art, obwohl sie im Grunde der freien Richtung des Protestantismus angehören, haben meist für diese Geistesart nichts übrig. Ihrem religiösen Bedürfnis genügen die Geistlichen des Protestantenvereins nicht; sie suchen ihre Erbauung bei strenggläubigen Geistlichen oder überhaupt nicht im Gottesdienst. Kirchenpolitisch wollen sie erst recht nichts mit der Linken zu thun haben. Stehen sie auch ihren dogmatischen Ueberzeugungen nach nicht auf der Rechten, so führt sie doch ihre ganze Lebensanschauung auf diese Seite. So war es mit dem verstorbenen Feldmarschall auch. In der Auffassung der Kirche war er durchaus konservativ. Die negativen Geister gehen mit seiner Hinterlassenschaft hausiren; der Lebende hätte sich nie zu ihnen bekannt. Wohl ist es für die evangelische Kirche ein großer Schmerz, daß der edle Geist, der große Kriegsheld außerhalb des Bekenntnisses stand und auf einsamer schweigender Höhe sich selbst einen Glauben zurecht machte, der das Herz nicht befriedigen kann.“

(Was wissen wir über die Unsterblichkeit der Seele?) Von Lic. Dr. Riemann. Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Mark.

Das Büchlein ist ein Vortrag, den der Verfasser im Magdeburger Zweigverein der Gustav=Adolf=Stiftung gehalten und auf Wunsch mehrerer Zuhörer in Druck gegeben hat. Im wesentlichen eine Polemik gegen Ludwig Büchners Schrift „Das zukünftige Leben und die moderne Wissenschaft,“ will es „durch Widerlegung der Angriffe des Materialismus auf die Lehren von der Existenz und der Unsterblichkeit der Seele angefochtenen Seelen einen Dienst leisten.“ Es ist eine notwendige und dankenswerte Aufgabe, der der Verfasser sich unterzogen hat. Mit vielem Geschick und in interessanter, allgemein verständlicher Form weiß er seinen Gegner zu widerlegen. Der Materialismus besitzt in der That keinen wissenschaftlichen Beweis für seine religionsfeindlichen Theorien. Doch wenn der Verfasser meint, nun seinerseits positiv auf rein wissenschaftlichem Wege die Unsterblichkeit der Seele nachweisen zu können, und dabei sich von der Ueberzeugung leiten läßt, daß der von ihm eingeschlagene Weg der Vergewisserung auch der vom „denkenden Christen“ einzuschlagende sei, so sehe ich mich zu ihm in mehrfachem direktem Gegensatze.

Denn die Unsterblichkeit der Seele kann weder wissenschaftlich erwiesen werden, noch ist unser christlicher Glaube an ein ewiges Leben ein und dasselbe mit jener philosophischen Theorie. Es fehlt noch viel, daß die Lehre von der Existenz einer selbständigen menschlichen Seele größeren Wert als den einer berechtigten Hypothese in Anspruch nehmen kann; am wenigsten aber kann die auf Erfahrung sich gründende Wissenschaft Sicheres aussagen über Dinge, die, wie das Leben nach dem Tode, unsrer sinnlichen Erfahrung entrückt sind. Unser christlicher Glaube dagegen hat seine Heimat auf einem ganz andern Gebiete als die naturwissenschaftliche Erkenntnis. Er gründet seine Hoffnung eines ewigen Lebens nicht auf physiologische Erscheinungen, sondern vielmehr auf die persönliche Erfahrung einer geistig=sittlichen Realität, nämlich des in Jesu Christo offenbaren, den Tod überwindenden Lebens aus Gott. Dem Christen ist es ganz gleichgiltig, ob die Seele an sich zu einer Fortdauer nach dem Tode fähig sei — ein Christ kann sogar über das Wesen der Seele materialistisch denken —, ihm kommt es ausschließlich darauf an, daß er durch den Glauben der ewigen Seligkeit fähig und teilhaftig wird. Ueberhaupt weiß die christliche Religion nichts von einer bloß formalen Unsterblichkeit der Seelen aller Menschen, auch der Ungläubigen, sondern redet allein von einem inhaltvoll erfaßten Leben der Glaubenden bei Gott nach dem Tode. Der Partikularismus der christlichen Hoffnung ist ihre Voraussetzung und ihr gutes Recht. So unterscheidet sich in jeder Hinsicht der Standpunkt des Christen, den „denkenden Christen“ eingeschlossen, von der spekulativen Wissenschaft. Dort ist eine eigentümliche, im persönlichen Leben des Menschen selbst begründete Gewißheit, hier ein Operiren mit Hypothesen, die doch keinen Trost bieten.

Wir können uns nach alledem wohl mit dem negativen Teile der vorliegenden Arbeit einverstanden erklären, aber gegenüber den positiven Beweisen des Verfassers für die Unsterblichkeit behalten wir unsre Bedenken. F G

Zur Beachtung

In der Zeit vom 1. bis 15. Mai bitte ich Umzugs halber um möglichste Verschonung mit Briefen und Zusendungen aller Art. Was dringend ist oder regelmäßig eingeht, wird unter meiner bisherigen Adresse oder durch Vermittelung der Verlagshandlung an mich kommen. Vom 15. Mai an ist meine Adresse:

Frankfurt a. M. Sachsenhausen, Dreieichstraße 55

Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 18 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein gepr. Cand. theol. sucht für sofort oder später eine Stelle als Lehrer in einem Hause oder an einer Schule. Näheres durch Prof. Guthe Leipzig.

Cand. theol. im Unterrichten geübt, bestens empf., sucht für Pfingsten Stelle als **Hauslehrer.** Gehalt nebensächlich. Off. unter **Str. 92** durch die Exped. d. Bl.

Zu verkaufen für ein Mündel: **Herzog**, Real=Encykl., 2. Auflage, völlig intakt, für 130 ℳ durch Garnisonpfarr. **Graefe**, auf Festung Königstein.

Neu! Neu!
Das
Deutsche Haus
und seine Sitte.
Von **Dr. Albert Freybe.**
VIII, 168 S. 8. 2,20; geb. 3 M.
Verlag von **C. Bertelsmann in Gütersloh.**

Neu! Neu!
Beichte u. Abendmahl
oder
Wie stehts mit der lutherischen **Privatbeichte?**
Von
Bischof A. Grimelund.
Aus dem Norwegischen übersetzt von
Pastor H. Hansen.
2 M.
C. Bertelsmann in Gütersloh.

Neu! Neu!
Gottes Sohn im Fleisch
Betrachtungen
über die Evangelische Geschichte
von
P. Georg Lasson.
4 M., gebunden 4,80 M.
C. Bertelsmann in Gütersloh.

Verlag der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig.

Neuigkeit:
Das Wort vom Glauben.
Predigten für alle Sonn= und Festtage des Kirchenjahres von Georg Rietschel, D. und ord. Professor der Theologie und erster Universitäts=Prediger zu St. Pauli in Leipzig.
I. Teil: **Die Festzeit.** Brosch. Mk. 4, eleg. geb. Mk. 5. II. Teil: **Die festlose Zeit.** Brosch. Mk. 3, eleg. geb. Mk. 4. — Beide Teile in einem Bande brosch. Mk. 7, eleg. geb. Mk. 8, mit Goldschnitt Mk. 9. — Empfiehlt sich nicht nur für junge Theologen zur Fortbildung, sondern auch als „**Häusliches Andachtsbuch**“.

Die deutschen Reichsgesetze
in Bezug auf **Kirche, Religion und Geistlichkeit.**
Für Geistliche und Religionsdiener aller Bekenntnisse
unter Benutzung der ergangenen Reichsgerichtsentscheidungen zum praktischen Gebrauche bearbeitet von **Josef Bauer**, Rechtsgelehrter. 110 Seiten 8°. Preis 1,80 Mk.

Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.
Unter Leitung von Schwestern der Diakonissenanstalt in Flensburg. — Für einen vierwöchentlichen Turnus Aufnahme von je 25 Kindern. Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 M., alles inbegriffen. — Drei halbe Freistellen.
Eröffnung der Anstalt 15. Mai.
Anmeldungen nehmen entgegen: **Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung: Seebadedirektor Dr. Pollacsek in Westerland.**

Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht.
Im Auftrage herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Versandstelle in Dresden: Wasserstr. 7, für den Buchhandel durch Duncker & Humblot in Leipzig.
Der Jahrgang von 12 Nummern kostet 1 Mk. 50 Pf. Probenummern unentgeltlich.
Die vier ersten Nummern des IX. Jahrgangs brachten folgende Aufsätze:
Eine Bierstatistik — Eine Weinstatistik — Schenkenstatistik — Das Gesetz zur Bekämpfung der Trunksucht — Die Wirte und das Trunksuchtsgesetz — Die sächsische Irrenstatistik und das Trunksuchtsgesetz — Eine Landesanstalt für Trunksüchtige in Niederösterreich — Behandlung der Trunksucht mit Strychnin — Laster oder Krankheit? Als Beilage: Sächsische Gutachten zum Trunksuchtsgesetz.
Außerdem enthielten diese vier Nummern 66 kürzere Mitteilungen aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz und Anzeigen der wichtigsten einschlägigsten Litteratur.
Die „Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht“ dürfen sich daher als ein gutes Hilfsmittel zum Studium der Trunkfrage empfehlen. Sie eignen sich besonders auch zur Auslegung in Lesezimmern und zu anderer Agitation gegen den Alkoholismus.
[Zur Erklärung: Die „Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht“ erscheinen sowohl selbständig wie als Beiblatt zum „Volkswohl“.]

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig